

Beschreibung
eines Anforderungsprofils
für die Sozialarbeit
im Frauenwohnheim

Diplomarbeit im Fachbereich Sozialarbeit
der Fachhochschule Köln

Band 1 = Diplomarbeit

(Band 2 = Anhang)

vorgelegt von

Karola SCHMIDT
aus Olsberg

im WS 1999/2000

1. Gutachter: Dipl.-Sozialarbeiter H. Gabler
2. Gutachter: Prof. phil. O. Bujard

Inhaltsverzeichnis

Band 1 - Diplomarbeit

	Seite
1 Einleitung	6
2 Methode der Untersuchung: Qualitative Sozialforschung	9
2.1 Abgrenzung zu Quantitativer Sozialforschung	9
2.2 Begründung der Wahl der Forschungsmethode Qualitative Sozialforschung	15
2.3 Untersuchungsplan: Einzelfallanalyse	17
2.4 Forschungsverfahren: Autobiographisch - narratives Interview	18
2.5 Rekonstruktive Sozialarbeit	20
3 Einzelfallanalyse: Soziale Problemlagen einer Frau im Frauenwohnheim	22
3.1 Vorverständnis	22
3.2 Interviews von Bewohnerinnen	25
3.2.1 Vorbereitung	25
3.2.2 Durchführung und Aufbereitung	25
3.2.3 Fallbearbeitung	27

3.2.3.1	Fallzusammenfassung und -strukturierung	27
3.2.3.2	Themendimensionierung	29
3.3	Interview einer Sozialarbeiterin im Frauenwohnheim	31
3.3.1	Vorbereitung	31
3.3.2	Durchführung und Aufbereitung	32
3.3.3	Auswertung	33
3.3.3.1	Berufsbiographie der Sozialarbeiterin	33
3.3.3.2	Gesamteindruck der Sozialarbeiterin zu Bewohnerin- Interview: Themendimensionierung	35
3.3.3.3	Vertiefung und Erweiterung der Themen im Nachfrageteil	37
3.4	Interpretation des Einzelfalles	38
3.4.1	Vorbemerkung	38
3.4.2	Interpretation	39
3.5	Zusammenfassung	44
4	Anforderungsprofil für die professionelle Sozialarbeit im Frauenwohnheim	46
4.1	Vorbemerkung	46
4.2	Vorverständnis	46
4.3	Instrumentelle Kompetenz	49
4.3.1	Fachwissen	49
4.3.2	Methodisches Handeln	54
4.3.2.1	Soziale Einzelhilfe	54
4.3.2.2	Sozialpädagogische Beratung	59
4.3.2.3	Klientenzentrierte Gesprächsführung	61
4.3.2.4	Soziale Gruppenarbeit	62
4.3.2.5	Feldforschung	63
4.3.3	Andere instrumentelle Kompetenzen	64

4.4	Soziale Kompetenz	65
4.5	Reflexive Kompetenz	66
4.6	Der feministische Aspekt in der Sozialarbeit	69
4.7	Zusammenfassung	74
5	Schlußbetrachtung	76
6	Literaturverzeichnis	79
7	Abkürzungsverzeichnis	85
8	Eidesstattliche Erklärung	86

Band 2 - Anhang

	Seite
1 Interview I - Rosanna D.	3
Interview mit einer Bewohnerin im Frauenwohnheim F.	
2 Interview II - Anne B.	27
Interview mit einer Diplom-Sozialarbeiterin im Frauenwohnheim F.	
3 Interview III - Helene H.	66
Interview mit einer Bewohnerin im Frauenwohnheim G.	

1 Einleitung

„Die sozialen Problemlagen der Frauen, die ich betreue, werden immer komplexer.“ So sagte kürzlich eine Frauenhaus-Mitarbeiterin sinngemäß. Diese Aussage einer Fachfrau in Verbindung mit eigenen Erfahrungen während meines Projektstudiums in einem Frauenwohnheim machten mich neugierig, mehr über die Sozialarbeit in diesen Bereichen zu erfahren. Mein persönliches Interesse begründet sich außerdem darin, daß der Berufseinstieg bevorsteht und das Frauenwohnheim ein von mir bevorzugtes Praxisfeld ist. Damit erschien es mir sinn- und reizvoll, ein Thema aus diesem Bereich zu bearbeiten. Aus diesen Überlegungen entwickelte sich die Fragestellung der vorliegenden Arbeit, die sich zu Beginn sowohl auf den Bereich ‘Frauenwohnheim’ als auch ‘Frauenhaus’ bezog, im Laufe der Zeit jedoch - wie später noch deutlich wird - auf ‘Frauenwohnheim’ konkretisierte: ‘Welchen sozialen Problemlagen begegnet eine Sozialarbeiterin im Frauenwohnheim und welche erforderlichen Kompetenzen ergeben sich für sie daraus?’

Das fachliche und fachöffentliche Interesse an diesem Thema besteht darin, im Zuge einer Professionalisierung der Sozialen Arbeit den steigenden Anforderungen in verschiedenen Praxisfeldern adäquat zu begegnen, etwa auch durch die Erarbeitung sogenannter Anforderungs- oder Kompetenzprofile. Die gibt es meines Wissens für die Sozialarbeit im Frauenhaus- und Frauenwohnheim-Bereich bisher nicht. An der Professionalisierung der Sozialarbeit in diesen Praxisfeldern besteht ein öffentliches Interesse insoweit, daß eine Verselbständigung und eine verbesserte gesellschaftliche Integration der Betroffenen erwünscht ist. Von Seiten der öffentlichen Kostenträger besteht auch Interesse daran, mit möglichst geringem Kostenaufwand möglichst gute Ergebnisse zu erzielen, also effizient zu arbeiten.

Der vorliegenden Arbeit liegt eine qualitative Untersuchung zugrunde. Gegenstand der Untersuchung waren Frauen, die im Frauenwohnheim oder Frauenhaus leben oder gelebt haben. Aus einem ausgewählten Einzelfall erarbeite ich die sozialen Problemlagen sowie die daraus resultierenden erforderlichen Kompetenzen für die Sozialarbeit im Frauenwohnheim. Durch Hinzuziehung von Literatur sichere ich die

Ergebnisse wissenschaftlich ab. Da es sich dabei um ein umfangreiches Thema handelt, können die einzelnen Themen lediglich recht allgemein behandelt werden.

Die einzelnen Kapitel der Arbeit bauen aufeinander auf. In Kapitel 2 wird zunächst die Forschungsmethode der qualitativen Sozialforschung - in Abgrenzung zur quantitativen Sozialforschung - vorgestellt und die Wahl für diese Untersuchung begründet. Mit dem Untersuchungsplan der Einzelfallanalyse und dem Forschungsverfahren des autobiographisch-narrativen Interviews wurde das Datenmaterial gesammelt und ausgewertet. In diesem Zusammenhang gehe ich auch auf die Rekonstruktive Sozialarbeit ein. Dann folgt in Kapitel 3 die Bearbeitung eines Einzelfalles unter dem Aspekt der sozialen Problemlagen einer Bewohnerin im Frauenwohnheim. Um mich nicht nur auf Literatur, sondern auch auf praktische Erfahrungen stützen zu können, wird außerdem ein Expertin-Interview - das einer Sozialarbeiterin im Frauenwohnheim - ausgewertet. Um den Hintergrund, vor dem die Sozialarbeiterin die sozialen Problemlagen benennt und bewertet, zu verdeutlichen, wird ihre Berufsbiographie in Grundzügen vorgestellt. Dem schließt sich in Kapitel 4 die Erarbeitung der erforderlichen sozialarbeiterischen Kompetenzen an, dem das Expertin-Interview und entsprechende Literatur zugrunde liegen. Die beruflichen Kompetenzen sind unterteilt in instrumentelle, soziale und reflexive Kompetenzen. Der feministische Aspekt in der Sozialarbeit wird gesondert diskutiert. Allerdings ist zwischen den einzelnen Kompetenzen und dem feministischen Aspekt der Sozialarbeit keine scharfe Trennung möglich, da beispielsweise das benötigte Fachwissen auch häufig auf frauenspezifischen Themen basiert und somit bereits in den Teil, der die Berufskompetenzen behandelt, einfließt. In der Schlußbetrachtung (in Kapitel 5) resümiere ich die Arbeitsergebnisse, gehe auf eine Verwendung der Ergebnisse im Praxisalltag der Sozialarbeit ein und mache Vorschläge für weitere Untersuchungen sowie die Integration des verwendeten Forschungsverfahrens Narratives Interview in die Ausbildung von SozialarbeiterInnen.

Verwendete Literatur und Abkürzungen finden sich in den Kapiteln 6 und 7. Wenn ich im folgenden aus den Interviews zitiere, benutze ich eine verkürzte Zitierweise. Bei der Angabe eines Zitats von Seite x in Zeile y, schreibe ich lediglich '(x/y)' (vgl. auch Abkürzungsverzeichnis in Kap.7). Das verfolge ich konsequent erst ab Kapitel

3.3.3.3, da ich mich vorher, um den LeserInnen sowohl die Bewohnerin als auch die Sozialarbeiterin eindrücklicher vorzustellen, ganz nah an den Erzähltext der Interviewten halte. Das bedeutet aber eben auch, daß sehr viele Zitate in den Text dieser Arbeit eingewoben sind und es nicht flüssig zu lesen sein würde, wenn ich jede Quelle mit Seiten- und Zeilennummer angeben würde. Aus dem gleichen Grund werden auch die Transkriptionszeichen, mit denen die Interviews versehen wurden, erst ab Kap. 3.3.3.3 in den Interview-Zitaten mit dokumentiert.

Im zweiten Band dieser Arbeit befinden sich die transkribierten Interviews von zwei Bewohnerinnen verschiedener Frauenwohnheime und das der Sozialarbeiterin. Das erste (Interview I) ist dasjenige, daß der Einzelfallanalyse zugrunde liegt. Das Interview mit einer Sozialarbeiterin im Frauenwohnheim (Interview II) schließt sich an. Dem folgen das zweite Bewohnerin-Interview (Interview III), das zur Verdeutlichung von Parallelen zwischen den beiden Bewohnerinnen herangezogen wird, und die Legende für die kommentierte Transkription.

2 Methode der Untersuchung: Qualitative Sozialforschung

2.1 Abgrenzung zu Quantitativer Sozialforschung

Die empirische Sozialforschung unterteilt sich in die quantitative und die qualitative Sozialforschung. Sie ist eine Forschungsrichtung, die sich auf über die Sinne gewonnene Erfahrungswerte stützt, die sie systematisch, d.h. nach festgelegten Regeln, erfaßt, analysiert und auswertet. Untersuchungsgegenstände sind soziale Tatbestände, beispielsweise menschliches Verhalten, Sprache, Einstellungen und Motive. Das Erfassen sozialer Wirklichkeit bezieht sich auf Theorien, d.h. auf Erklärungen gesellschaftlicher Zusammenhänge. Theoretisch vorformulierte Annahmen werden an der sozialen Realität geprüft und anhand dessen be- oder widerlegt. Das allgemeine Ziel ist Erkenntniszuwachs (vgl. Atteslander 1995, S.11-13).

Das praktische Ziel der empirischen Sozialforschung ist, den Menschen durch Problemlösungen ein humaneres Leben zu ermöglichen, während das theoretische Ziel ist, ein objektiv nachprüfbares theoretisches Modell der Realität zu konstruieren (vgl. Schnell et al. 1993, S.117).

Die Methoden, die benutzt werden, sind Erfassungsinstrumente wie Befragung, Beobachtung und Inhaltsanalyse. Sie werden in verschiedenen Einzelwissenschaften, etwa Sozialpsychologie, Geschichte und Sprachwissenschaften, sowie in der Marktforschung und bei politischen Meinungsumfragen angewandt. Es werden hauptsächlich quantitative Methoden, die zu meßbaren Ergebnissen führen, bei den Untersuchungen eingesetzt. Als ebenso wissenschaftlich anerkannt gelten die qualitativen Methoden. Erkenntnisse werden gewonnen, indem Einzelfälle ausführlich analysiert werden. In der Forschungspraxis ergänzen sich die beiden Ansätze häufig (vgl. Atteslander 1995, S.13f).

Um haltbare Aussagen über die soziale Wirklichkeit machen zu können, müssen die Untersuchungen bestimmten wissenschaftlichen Kriterien genügen. Die grundlegenden Postulate sind Objektivität, Reliabilität und Validität (vgl. Flick 1991, S.167). Die Ergebnisse müssen objektiv sein, d.h. intersubjektiv übereinstimmen. Außerdem muß ein Untersuchungsinstrument reliabel (= verlässlich) sein. Das ist der

Fall, wenn es so exakt mißt, daß bei Wiederholungen immer die gleichen Ergebnisse erzielt werden. Unter Validität (= Gültigkeit) versteht man das Ausmaß, mit welchem ein Meßinstrument tatsächlich das mißt, was es messen soll (vgl. Atteslander 1995, S.15).

Die Anfänge der empirischen Sozialforschung liegen weit zurück. Aus dem 2. Jahrhundert v. Chr. existieren die ältesten Belege von Datenerhebungen. Im Römischen Reich, in China, Ägypten, Persien, Griechenland und anderen Staaten wurden Volkszählungen durchgeführt und Agrar-, Gewerbe- und Handelsstatistiken erstellt. Die erste groß angelegte, ökonomisch motivierte Untersuchung wurde jedoch erst im 11. Jahrhundert in England durchgeführt. Wilhelm der Eroberer verfolgte das Ziel, umfangreiche Daten über die Bewohnerschaft und deren Besitzverhältnisse zu sammeln und zu dokumentieren. Dies umfaßte die Zahl der BewohnerInnen¹ - unterteilt in Leibeigene, SklavInnen und Freie - die Anzahl von Mühlen und Fischteichen sowie Wald- und Weidebesitz (vgl. Schnell et al. 1993, S.4).

Im 17. und 18. Jahrhundert weiteten sich die Erhebungen auf andere Bereiche aus. Es wurden Daten gesammelt über Ein- und Ausgaben des Staates, militärisches Potential für Angriff und Verteidigung, Ex- und Import, Klima sowie die Bevölkerungszahl und ihre Schichtung. In diese Zeit fallen auch die Anfänge der politischen Arithmetik, die als Vorläufer der quantitativen Analyse sozialer Phänomene gilt. Ihr Ziel war, mit Hilfe quantitativer Daten, z.B. Geburts- und Sterbelisten, kausale Erklärungen für gesellschaftliche Zusammenhänge, etwa soziale Mißstände im Gefolge der Industrialisierung, das Bevölkerungswachstum, den Verlauf von Epidemien oder die durchschnittliche Lebenserwartung, zu finden (vgl. ebd., S.3-7).

Beeinflußt wurde die empirische Sozialforschung auch von der empirisch-analytischen Naturwissenschaft, die sich in den letzten vierhundert Jahren entwickelt hat und deren bekanntesten Vertreter Galilei, Bacon, Descartes und Newton sind. Bei der Erwerbung von Wissen beschränkt man sich auf das, was gemessen und quantifiziert, also mathematisiert werden kann. Alles, was auf diese Weise nicht

¹Die Schreibweise mit dem großen I schließt Frauen und Männer ein. Dies bezieht sich auf Plural und Singular. Nur wenn eine bestimmte oder unbestimmte Frau gemeint ist, benutze ich die weibliche Form. Das muß aber nicht unbedingt heißen, daß Männer dann *explizit* ausgeschlossen sind.

erfaßt wird, wie „... Qualität, Sinn, moralische Bewertungen, Gefühle, Motive, also alles, was mit Seele, Geist und Bewußtsein des wahrnehmenden Menschen zu tun hat ...“ (Breidenstein 1994, S.64), wird ausgeschlossen. Der Untersuchungsgegenstand wird in kleinste Teilbereiche zergliedert und isoliert analysiert und behandelt, während die vernetzten Zusammenhänge unbeachtet bleiben (vgl. ebd., S.60-63).

Die galileische Denktradition (Galilei, 1564-1642) zielt darauf ab, mittels Methoden, die für alle Einzelwissenschaften gleich sind, allgemeine Aussagen, also Normen und Gesetzmäßigkeiten zu erarbeiten. Die quantitative Sozialforschung wendet diese Methoden an, um allgemeine Aussagen über soziale Realitäten zu ermöglichen. Wenn ein genügend hoher Prozentsatz von Versuchspersonen sich beispielsweise in einer bestimmten Weise verhält oder spricht, ist eine Verallgemeinerung erlaubt (vgl. Mayring 1990, S.4).

Descartes (1596-1650), der wichtigste Philosoph bei der Begründung der modernen Naturwissenschaft, verwirft den antiken Begriff von der Natur als gütiger Nährmutter. Er betrachtet die Welt rein mechanistisch und funktional. Die Natur wird als Maschine gesehen, die bei Nichtfunktionieren repariert werden muß. In diese Sichtweise bezieht er sämtliche physikalische Strukturen sowie Pflanzen, Tiere und Menschen ein (vgl. Breidenstein 1994, S.62).

Bacon (1561-1626) sah das Ziel der Wissenschaft darin, die Natur zu unterwerfen, zu beherrschen und zu kontrollieren. Man sollte sie „... ´sich gefügig und zur Sklavin machen`. Man sollte sie ´unter Druck setzen`, und das Ziel des Wissenschaftlers sei, ´die Natur auf die Folter zu spannen, bis sie ihre Geheimnisse preisgibt` ...“ (Capra 1986, S.54; Zitate im Text von Bacon, zitiert in Breidenstein 1994, S.61) anstatt den Menschen selbst als Teil von der Natur zu sehen und im Einklang mit ihr zu leben. Diese Haltung setzt sich fort in der Unterdrückung und Ausbeutung von Frauen, die einen Höhepunkt in den mittelalterlichen Hexenprozessen fand, für die neben anderen auch Bacon in seiner damaligen Funktion als Generalstaatsanwalt des englischen Königs verantwortlich war (vgl. Breidenstein 1994, S.60-67).

Die quantitativen Sozialwissenschaften, die sich an den Naturwissenschaften orientieren, übernehmen auch die naturwissenschaftliche Methodologie der Zergliederung,

Isolation und Mathematisierung der zu untersuchenden Phänomene. Hier setzt die Kritik von qualitativ orientierten WissenschaftlerInnen an. Der Analysegegenstand der Sozialwissenschaften ist das soziale Individuum, welches in einen sozialen Kontext eingebunden ist und dessen Handeln sich auf andere bezieht und mit Sinn versehen ist. Um ein Individuum und sein Handeln innerhalb seiner gesellschaftlichen und sozialen Eingebundenheit zu verstehen, kann man es nicht isoliert betrachten. Die für das Verstehen notwendigen Motive müssen herausgearbeitet werden, um dem Menschen gerecht zu werden (vgl. Lamnek 1993, S.14).

VertreterInnen der qualitativen Sozialforschung kritisieren außerdem, daß der naturwissenschaftlich-technische Zugang zum Untersuchungsgegenstand und damit auch die quantitative Sozialforschung nur *eine* Möglichkeit der wissenschaftlichen Erhebung sei. Trotz aller wichtigen Erkenntnisse, die die Wissenschaft durch empirische Erhebungen gewonnen hat, würden wichtige Aspekte, etwa geschichtliches Denken, in der quantitativen Wissenschaft ausgeblendet. Auch der Mensch in seiner Gewordenheit spiele keine Rolle. Unbeachtet bleibe außerdem die individuelle Sichtweise der untersuchten Personen. Die Menschen, die Untersuchungsgegenstand in den Sozialwissenschaften sind, würden reduziert auf das, was in genau bestimmbare Kategorien zusammengefaßt werden könne. Damit diese Kategorisierung der Versuchspersonen möglich sei, würden individuelle Besonderheiten und Gefühle zwangsläufig nicht berücksichtigt. Sie könnten mit den Forschungsinstrumenten der Quantifizierung (z.B. Tests, standardisierte Fragebögen, Skalen) nicht erfaßt werden (vgl. Mayring, S.1-4).

Die qualitative Sozialforschung hat ihre Wurzeln im aristotelischen Denken. Die Erforschung der menschlichen Seele war für Aristoteles (384-322 v. Chr.) das höchste Ziel der Wissenschaft. Er legte Wert darauf, sich dem Forschungsgegenstand in einer Weise zu nähern, die historische und entwicklungsmäßige Aspekte berücksichtigt und Intentionen, Ziele und Zwecke des Untersuchungsgegenstandes zu verstehen versucht. Ein anderer wichtiger Vordenker des qualitativen Paradigmas war Giambattista Vico (1668-1744), der die naturwissenschaftliche Sichtweise als ungeeignet für die Humanwissenschaften erachtete. Er erarbeitete die Grundlagen des heutigen geisteswissenschaftlichen, verstehenden, einzelfallorientierten Denkens, das

den Menschen differenziert betrachtet und raum-zeitliche Aspekte, unter denen Sprache oder Handeln stattfindet, einbezieht (vgl. ebd., S.3-4).

Die Hermeneutik ist ein weiterer Wissenschaftsstrang in der Tradition der qualitativen Denkweise. Der Geisteswissenschaftler Wilhelm Dilthey (1833-1911), der eine ganzheitliche Sicht des Menschen vertrat, war ein wichtiger Vertreter dieser Richtung. Das methodologische Grundmuster ist das Verstehen des Sinns und der Bedeutung des menschlichen Handelns. Für Dilthey „... rückt(e) der ganze Mensch als wollender, fühlender und handelnder in all seinen Lebensbezügen in den Mittelpunkt ...“ (Gudjons 1995, S.29). Diltheys Wissenschaftsverständnis war nicht dualistisch ausgerichtet, sondern integrierte Aspekte unterschiedlicher Denkmuster. Er sah in einem deskriptiv-hermeneutischen Vorgehen die Grundlage der Geisteswissenschaften, die aber auch erklärende Konstruktionen der naturwissenschaftlichen Sichtweise zu Hilfe nehmen können. Vertreter der Hermeneutik des 20. Jahrhunderts, z.B. Heidegger und Habermas, sahen bzw. sehen in allem, was vom Menschen hervorgebracht wird, eine subjektive Bedeutungszuschreibung. Dieser subjektive Sinn müsse interpretativ herauskristallisiert werden. Einer der Grundsätze der Hermeneutik ist, daß diese Interpretationen nicht voraussetzungslos möglich sind, sondern nur vor dem Hintergrund eines Vorverständnisses über den Gegenstand (vgl. Mayring 1990, S.5 u. 18).

Der qualitative Zugang zum Untersuchungsgegenstand berücksichtigt im Gegensatz zum quantitativen Ansatz die Subjektivität der Wahrnehmung der sozialen Realität und die subjektive Verarbeitung von Veränderungen und Reifungsprozessen. Auch die Datenerhebung blickt nicht punktuell auf einen bestimmten Zeitpunkt im Leben der Menschen, sondern ist dynamisch-prozessual und berücksichtigt damit die Prozeßhaftigkeit des sozialen Lebens (vgl. Lamnek 1993, S.236).

Die Biographieforschung, die ausführlich einzelne Lebensläufe analysiert, ist in verschiedenen Disziplinen (Soziologie, Erziehungswissenschaft, Entwicklungspsychologie u.a.) von wachsender Bedeutung für die Gewinnung relevanter Erkenntnisse. Thoms P. Wilson formulierte 1970 ein *Interpretatives Paradigma*, das als wichtigster Begriff des theoretischen Hintergrunds qualitativer Sozialforschung zu

betrachten ist. Der Grundgedanke ist, daß jede soziale Interaktion als interpretativer Prozeß anzusehen ist und nicht nach vorgegebenen Rollen und Normen abläuft (vgl. ebd., S.2).

Das Denkmodell des interpretativen Paradigmas bezieht sich auf die Theorie des Symbolischen Interaktionismus und auf die Ethnomethodologie. Der Symbolische Interaktionismus ist eine von Herbert Blumer 1973 entwickelte Theorierichtung der Soziologie, die sich vorwiegend auf die Arbeiten von George Herbert Mead (1863-1931) bezieht. Sie erklärt individuelles Verhalten und Bewußtsein aus dem sozialen Prozeß heraus, in dem zwischen den Mitgliedern einer Gesellschaft permanente Interaktionen ablaufen. Interaktion wird durch verbale Kommunikation und Austausch nonverbaler Symbole geleistet. Die InteraktionspartnerInnen stellen Bedeutungen her und reagieren darauf. Nicht individuelle, sondern historisch und gesellschaftlich festgelegte Grundbedeutungen überwiegen. Diese sind von jedem Gesellschaftsmitglied zu erlernen. Das Handeln orientiert sich an der antizipierten Reaktion des anderen und ist mit bestimmten Absichten verbunden. Dieses Gegenüber ist nicht der oder die individuelle GesprächspartnerIn, sondern vielmehr eine Abstraktion des Anderen, die eine verallgemeinerte Erwartung an das eigene Handeln verkörpert. Um wissenschaftlichen Zugang zu den Bedeutungen zu bekommen, die menschlichem Verhalten zugrunde liegen, werden Alltagsereignisse beobachtet und interpretiert. Der Forschungsprozeß bedeutet einen Eingriff in die soziale Wirklichkeit sowohl des untersuchten Gegenstandes als auch des oder der ForscherIn. Nur durch Kommunikation können Daten im Sinne qualitativer Forschung gewonnen werden. ForscherIn und Gegenstand treten miteinander in Interaktion und verändern sich dadurch. Alles, was einen Menschen ausmacht - etwa Gedanken, Werturteile und Gefühle - beeinflussen diesen Interaktionsprozeß (vgl. Steinert 1997, S. 940; Mayring 1996, S.20).

Die Ethnomethodologie, in den 60er Jahren durch Harold Garfinkel begründet, untersucht die Konstruktion von Wirklichkeit durch das Handeln der Mitglieder einer Gesellschaft und wie sich die Gesellschaft durch deren Sinnzuschreibungen zusammenfügt. Das Handeln umfaßt, neben Kommunikation und außersprachlichen Symbolen, sämtliche sozialen Phänomene, auch die, die scheinbar selbstverständlich vonstatten gehen, beispielsweise Tätigkeiten wie gehen oder Frau- bzw. Mannsein.

Das Ziel dieses Untersuchungsansatzes ist, aus der Perspektive der Handelnden die formalen Mechanismen zu erfassen, zu verstehen, wie Menschen sich eine sinnhafte Strukturierung ihrer sozialen Wirklichkeit und ihrer Interaktionen schaffen und nach welchen Regeln und Ordnungen alltägliches soziales Handeln abläuft (vgl. Lamnek 1993, S.51f; Bergmann 1991, S.269).

Damit die Ergebnisse von qualitativen Untersuchungen auch für andere Bereiche Gültigkeit besitzen, muß in jedem Einzelfall argumentativ belegt werden, warum eine Verallgemeinerung zulässig ist und für welche Situationen und Bereiche sie gilt (vgl. Mayring 1996, S.23). Die Anwendung qualitativer Sozialforschung bedeutet jedoch keinesfalls eine strikte Ablehnung quantitativer Methoden. Oft wird eine Verknüpfung beider Ansätze vorgenommen, um einerseits Häufigkeiten festzustellen und andererseits einen tieferen Einblick in die Komplexität des Untersuchungsgegenstandes zu erlangen und den „... Regeln des ‘typischen’ sozialen bzw. kulturellen Handelns auf die Spur zu kommen ...“ (Girthler 1984, S.12f zitiert in Lamnek 1993, S.8).

2.2 Begründung der Wahl der Forschungsmethode Qualitative Sozialforschung

Auch innerhalb der Frauenforschung² werden qualitative Methoden bevorzugt, da diese als der Wirklichkeit angemessener erachtet werden. „Es gibt keine überindividuellen und ahistorischen Dimensionen in weiblichen Lebenszusammenhängen, die sich abstrakt verallgemeinern ließen.“ (Becker-Schmidt / Bilden 1991, S.23)

Die feministische Wissenschaftskritik richtet sich gegen den Androzentrismus in der Forschung. Der Vorwurf lautet, daß Wissenschaft zu sehr mit männlich dominierten Normen, Werten und Zielvorstellungen verbunden sei, da unhinterfragt der Andro-

² Frauenforschung: Wissenschaftlerinnen unterschiedlicher Disziplinen verdeutlichen und kritisieren frauenspezifische Belastungen, Benachteiligungen und Lebensrisiken. Sie fordern die Aufhebung der Gleichberechtigungsdefizite in Beruf, Familie und Gesellschaft. Vertreterinnen der Feministischen Frauenforschung kritisieren darüber hinaus die patriarchalischen Strukturen der Gesellschaft, ihrer Institutionen und Werte und fordern eine grundlegende Veränderung (vgl. Schöpp-Schilling 1988, S.334f).

zentrismus als 'natürlich' vorausgesetzt sei. Radikal-feministische Kritikerinnen bezeichnen die gesellschaftliche Struktur der Wissenschaft, d.h. *was wie* untersucht wird und welche Bedeutungen konstruiert werden, nicht nur als sexistisch³, sondern auch als rassistisch⁴ und von der herrschenden Klasse bestimmt. Das meint, daß Wissenschaft nicht neutral und objektiv sei, sondern die Interessen der Herrschenden vertrete. Dieses Machtgefüge aufzudecken und Benachteiligungen, die aufgrund der Zugehörigkeit zu Geschlecht, Rasse und Klasse entstehen, entgegenzuwirken, ist das Kernmotiv der feministischen Wissenschaftskritik (vgl. Harding 1990, S. 7f).

Es wird außerdem die Sichtweise vertreten, daß die männlich geprägte naturwissenschaftlich-quantitative Methodologie zu Herrschaftswissen⁵ führt, denn die Methodologie der quantitativen Sozialforschung sieht nur eine naive und direkte Interpretation der Fakten vor und schließt eine Kritik der Forschungsergebnisse aus. Das hat zur Folge, daß die jeweils bestehenden Verhältnisse, auch die der ungleichen Machtverteilung zwischen den Geschlechtern, stabilisiert werden (vgl. Lamnek 1993, S.11).

Die quantitative Analyse wird zwar nicht gänzlich abgelehnt, verliert jedoch zugunsten qualitativer Ansätze zunehmend an Gewicht. An der Übernahme des naturwissenschaftlich-technischen Denkens in die Sozialforschung wird außerdem kritisiert, daß bei der Suche nach allgemeingültigen Gesetzmäßigkeiten das 'Lebendige', das Unberechenbare, die Vielfalt und mögliche Abweichungen ausgegrenzt werden. Die feministische Sozialforschung bevorzugt verstehende, qualitative Methoden, wie z.B. die Berücksichtigung weiblicher Erfahrungen zur Erkenntnisgewinnung. Frauen (als soziale Kategorie⁶) machen Erfahrungen, die Männern (als soziale Kategorie) fremd sind. Die Betroffenheit der Forscherin über die Realität von Frauen als soziale Kategorie - d.h. über das Allgemeine, was mehr

³sexistisch = diskriminierend aufgrund des Geschlechts, trifft fast ausschließlich Frauen (vgl. Fuchs-Heinritz et al. 1994, S.599)

⁴rassistisch = diskriminierend aufgrund der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Rasse oder Ethnie (vgl. ebd., S.538)

⁵Unter Herrschaftswissen versteht man heute „... ein Wissen, das nicht allen zugänglich ist und manchen vorenthalten wird, um diese in Abhängigkeit und Beherrschung zu halten“ (Lamnek 1997, S.259).

⁶Soziale Kategorie: Aus der Sicht der Frauenforschung ist Geschlecht eine Strukturkategorie, die in die gesellschaftliche Organisation eingelassen ist und mit der Trennung von 'produktiver und reproduktiver Arbeit' sowie der 'geschlechtlichen Arbeitsteilung' verbunden ist, aber auch eine eigene Wirklichkeitsstrukturierung ergibt, unabhängig von den Wünschen und konkreten Befindlichkeiten einzelner Individuen, doch (teils) auch von ihnen mitbestimmt (vgl. Metz-Göckel 1991, S. 353).

oder weniger, je nach sozialem Status oder Bildung, jede einzelne Frau betrifft und Männer nicht - steht am Anfang des Forschungsprozesses (Ostner 1987, S.106).

Ein inzwischen als allgemeingültig angesehener Befund der feministischen Forschung besagt, daß Frauen in ihrem Leben stärker mit Widersprüchen konfrontiert werden als Männer. Ein klassisches Beispiel aus dem Alltag von Frauen wird kurz skizziert: Wenn eine Frau sich entscheidet, wegen des Berufes auf Kinder zu verzichten, sieht sie sich mit der Botschaft 'nur Mütter sind richtige Frauen' konfrontiert. Wenn sie Kinder bekommt, bedeutet das meistens die Aufgabe der Berufstätigkeit und damit verknüpft ergibt sich neben dem Mangel an sozialer Anerkennung auch eine finanzielle Abhängigkeit von einem Partner oder vom Staat. Der Versuch, Beruf und Kinder zu vereinbaren, bedeutet doppelte Belastung und möglicherweise die Konfrontation mit dem Vorwurf, beides nicht gut zu machen. Der Umgang mit diesen Widersprüchlichkeiten ist individuell verschieden und schwankt zwischen Verdrängung der negativen Aspekte, Kompromißbildung oder Aushalten des Konfliktes. Um zu erforschen, wie unterschiedlich Frauen auf derart schwierige Verhältnisse reagieren oder wie sie Bewältigungsstrategien entwickelt haben, bedarf es einer intensiven Auseinandersetzung, die durch quantitative Methoden, z.B. standardisierte Interviews, häufig nicht ausreichend möglich ist (vgl. Becker-Schmidt 1993, S. 80-85). Außerdem wird bei der Anwendung quantitativer Methoden den untersuchten Personen möglicherweise - manchmal unbewußt - eine „... Bedeutung untergeschoben ..., die eher die des Forschers als die des Handelnden ist ...“ (Lamnek 1993, S.7).

2.3 Untersuchungsplan: Einzelfallanalyse

In wissenschaftlichen Fallanalysen, z.B. Arbeiterbiographien oder der Analyse von Krankengeschichten, wird versucht, den einzelnen Menschen in seinem ganzen Lebenszusammenhang, d.h. in seiner Komplexität, seiner Individualität, seiner Einbindung in soziale und kulturelle Zusammenhänge und seinem lebensgeschichtlichen Hintergrund, ganzheitlich zu erfassen. Auch innerhalb quantitativer Studien kann die Einzelfallanalyse zur Anwendung kommen, z.B. um Methoden zu über-

prüfen, die Ergebnisinterpretation zu erleichtern oder um tiefergehende Einsichten in schwierige Bereiche zu ermöglichen. Material für Einzelfallanalysen bieten u.a. Anamnesen, Autobiographien, Lebensläufe, Lebenspläne. Damit die Berücksichtigung der Individualität der Untersuchten nicht zu einer subjektiven Verzerrung und damit zu wissenschaftlich nicht haltbaren Ergebnissen führt, müssen sich die ForscherInnen an einen groben Ablaufplan halten. Neben der Formulierung der Fragestellung muß definiert sein, was in der entsprechenden Untersuchung als Fall gilt. Die angewendeten Methoden zur Sammlung, Aufbereitung und Auswertung des Materials müssen bestimmt werden. Die Materialaufbereitung umfaßt sowohl die Fixierung als auch die Kommentierung des Materials, die die besonderen Eindrücke und den Kontext der Erhebungssituation verdeutlichen. Um die spätere Fall-Interpretation und seine Einordnung in einen größeren Zusammenhang zu erleichtern, empfiehlt sich eine Fallzusammenfassung mit den wichtigsten Eckdaten und eine Fallstrukturierung unter Berücksichtigung der Fragestellung (vgl. Mayring 1996, S.28-32).

2.4 Forschungsverfahren: Autobiographisch - narratives Interview

Das Untersuchungsverfahren autobiographisch-narratives Interview, das hauptsächlich von dem Soziologen Fritz Schütze entwickelt wurde, ist eine erprobte Technik, sich komplexen sozialen Phänomenen in ihrer Prozeßhaftigkeit wissenschaftlich anzunähern. Anhand lebensgeschichtlicher Erzählungen wird erforscht, wie die „ursprüngliche Erscheinungsweise der sozialen Erscheinung“ (Glinka 1998, S.27) war und wie Individuen als Handelnde und Erleidende von sozialer Wirklichkeit den sozialen Phänomenen subjektive Bedeutungen zuschreiben und Sinnzusammenhänge herstellen. Durch eine offen gehaltene Erzählaufforderung wird intendiert, daß einzelne Schichten der verdichteten Erfahrung in einer Stegreiferzählung entflechtet und freigelegt werden. Komplexe Sachverhalte aus der Biographie - etwa Identitätsbildung oder Veränderungs- und Wandlungsprozesse - werden während des Erzählvorgangs in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gerückt und in eine subjektive Ordnung gebracht (vgl. ebd., S.9).

„Das biographieanalytische Vorgehen zielt auf die Herausarbeitung dominanter Prozeßstrukturen, die die Lebensgeschichten durchziehen und die in den autobiographischen Stegreiferzählungen repräsentiert sind.“ (Nölke 1997, S.180)

Die dem Symbolischen Interaktionismus und der Ethnomethodologie zugrunde liegende Annahme, daß das Verständnis sozialer Wirklichkeit das Ergebnis interaktiver und interpretativer Prozesse ist, wird im Verfahren des narrativen Interviews methodisch genutzt. Die Interviewsituation setzt Rahmenbedingungen, wodurch die Erzählerin per Kommunikation und eigener Relevanzsetzung wieder in das damalige Geschehen eintaucht. In der alltäglichen Situation vermitteln Menschen sich anhand von Erzählungen untereinander ihre subjektive Sicht der Dinge. Die Interviewsituation ist - im Rahmen dessen, was möglich ist - als annähernd natürliche soziale Situation zu betrachten. Erzählungen lassen Handlungszusammenhänge sichtbar werden und dienen der Verarbeitung von Erfahrungen (vgl. Mayring 1996, S.54).

Das narrative Interview hat in der Regel drei Phasen. Die erste ist die mittels offener Erzählaufforderung zur thematischen Orientierung eingeleitete Haupterzählung. Ihr folgen die Nachfragephase und die Bilanzierungsphase. Während der Haupterzählung ist der oder die InterviewerIn auf die ZuhörerInnenrolle beschränkt. Er oder sie soll lediglich aktiv zuhören, d. h. signalisieren, daß er bzw. sie an der Geschichte interessiert ist und mit der speziellen Erzählart einverstanden ist. Diese Haltung ist die Voraussetzung dafür, daß der oder die ErzählerIn die extreme Ungleichverteilung der Redeanteile erträgt. Der oder die HörerIn signalisiert Aufmerksamkeit und Interesse hauptsächlich durch parasprachliche Phänomene - wie etwa Gesten oder „mh“ - um den Ablauf nicht zu stören. Wenn der oder die ErzählerIn das Ende markiert, folgt die Nachfragephase mit immanenten Nachfragen, z.B. aufgrund mangelnder Plausibilität oder Brüchen in der Erzählung. Dem schließen sich exmanente Fragen bezüglich forschungsperspektivisch wichtigen Themen an, die der oder die ErzählerIn nicht angesprochen hat. In der Bilanzierungsphase wird um ein abschließendes Resümee gebeten (vgl. Jakob 1997, S. 445-451).

Mittels narrativer Interviews können die ErzählerInnen Veränderungen von Gefühlszuständen als Wechselwirkung mit äußeren Vorgängen erkennen - beispielsweise die Auswirkungen pädagogischen Handelns auf ihr Leben. Auch deshalb sind narrative

Interviews für die Soziale Arbeit im Hinblick auf Reflexion und Effektivitätskontrolle sozialarbeiterischer Intervention wertvoll (vgl. ebd., S.445).

2.5 Rekonstruktive Sozialarbeit

Obwohl die Sozialarbeit und die Sozialpädagogik traditionell hermeneutisch, sinnverstehend und fallanalytisch arbeiten, bedienen sie sich erst allmählich der qualitativen Forschung, um wissenschaftliche Erkenntnisse zu gewinnen. Es gibt bereits zahlreiche Studien, die mittels qualitativer Sozialforschung sozialpädagogische Fragestellungen behandelt haben. Das Grundprinzip der Sozialen Arbeit, die 'Hilfe zur Selbsthilfe', ist untrennbar damit verknüpft, der subjektiven Perspektive der KlientInnen Gewicht beizumessen. Die KlientInnen sollen in der Interaktion mit den SozialarbeiterInnen nicht starre Handlungsmuster erlernen, sondern ihr individuelles Selbsthilfepotential soll aktiviert werden. Die Biographieforschung ist eine geeignete Methode zur Rekonstruktion subjektiven Sinns, mit deren Hilfe latente soziale Strukturen, aber auch sozialarbeiterisches Handeln untersucht werden können (vgl. von Wensierski 1997, S.77f). Es geht „... um das Verstehen und die Interpretation der Wirklichkeit als einer von handelnden Subjekten sinnhaft konstruierten und intersubjektiv vermittelten Wirklichkeit ...“ (Jakob / von Wensierski 1997, S.9).

Die Rekonstruktive Sozialarbeit⁷ macht sich die Erkenntnisse sozialwissenschaftlicher Forschung für die Praxis Sozialer Arbeit nutzbar. Im Zuge der zunehmenden Professionalisierung der Sozialen Arbeit in den letzten Jahren wurde die Forderung nach Methoden der wissenschaftlichen Untersuchung und Analyse der Komplexität der Lebensgeschichten von KlientInnen und des Prozeßcharakters Sozialer Arbeit laut (vgl. Jakob / von Wensierski 1997, S.7).

Aufgrund des hohen Zeitaufwandes dieser Methode stellt sich die Frage nach der Praktikabilität. Wenngleich ein umfassender Forschungs- und Analyseprozeß für jeden Einzelfall ein nicht realisierbares Unterfangen darstellt, können einzelne

⁷Der Begriff 'Rekonstruktive Sozialpädagogik' wird zwar häufiger verwandt als 'Rekonstruktive Sozialarbeit', aber nicht ausschließlich (vgl. Galuske 1999, S.152). In der vorliegenden Arbeit wird ausschließlich der Begriff 'Rekonstruktive Sozialarbeit' benutzt.

Elemente in das sozialarbeiterische Handeln übernommen werden, etwa die Wahrnehmung von lebensgeschichtlichen Prozessen und Schlüsselsymbolen in Erzählungen von KlientInnen. Die dafür erforderliche Sensibilität muß geschult werden. Ein weiterer Aspekt ist eine biographisch-narrative Gesprächsführung, die in den Alltag von SozialarbeiterInnen integriert werden kann. Die Umsetzbarkeit dieses von Völzke im Anschluß an Schütze entwickelten Konzeptes ist jedoch bisher nicht erforscht (vgl. Galuske 1999, S.199-206).

3 Einzelfallanalyse: Soziale Problemlagen einer Frau im Frauenwohnheim

3.1 Vorverständnis

Vielfältige Gründe führen dazu, daß Frauen in ein Wohnheim ziehen. Einige von ihnen leben nur vorübergehend dort, da sie ihre Wohnung verloren und noch keine neue gefunden haben. Andere sind - dauerhaft oder zeitweise - nicht in der Lage, umfassend für sich selbst zu sorgen oder geraten in eine soziale Notlage. Gründe für Frauen, in eine besondere soziale Notlage zu geraten, sind Partnerschaftskonflikte, Gewalterfahrungen, Obdachlosigkeit, Haftentlassung, psychische Erkrankung, Sucht-krankheit und andere besondere soziale Schwierigkeiten. Oft sind sie auch dem Druck, ihr Leben alleine meistern zu müssen, nicht gewachsen (entnommen der Selbstdarstellung von Frauenwohnheim F.).

Von Wohnungslosigkeit sind zunehmend Frauen betroffen, darunter auch allein-erziehende oder schwangere. Frauen meiden eher ein Leben auf der Straße. Sie leben in wechselnden Unterkünften und Beziehungen, was häufig auch Abhängigkeit und körperliche bzw. sexualisierte Gewalt für sie bedeutet. Das bestehende Hilfesystem ist vorrangig auf Männer zugeschnitten. Nicht in allen Kommunen stehen Einrichtungen speziell für Frauen zur Verfügung. Aus Angst vor erneuten Übergriffen meiden sie häufig gemischtgeschlechtliche Notübernachtungsstellen. Diese mangelnden Versorgungsmöglichkeiten für von Wohnungslosigkeit betroffene Frauen kann als strukturelle Gewalt⁸ bezeichnet werden (Henke 1997, S. 2).

Für Frauen, die einen Platz in einem Heim suchen, gibt es Frauenwohnheime mit unterschiedlicher Schwerpunktsetzung. Sowohl die Aufnahmegründe und die Zusammensetzung des Klientels - z.B. Frauen mit sozialen und/oder psychischen Problemlagen - als auch die pädagogischen Konzepte und die mögliche Verweildauer sind vielfältig. Es gibt Wohnheime, in denen Frauen mit ihren Kindern zusammen

⁸Strukturelle Gewalt liegt in gesellschaftlichen Ausgrenzungs- und Abwertungsprozessen gegenüber z.B. sozialen Randgruppen oder Frauen. Sie ist über Regeln und Institutionen, aber auch über Verwehrungen und Risiken, die in der sozialen Ungleichheit einer Gesellschaftsstruktur liegen, vermittelt (vgl. Böhnisch 1996, S. 260).

leben, in anderen ist das nicht möglich. Im wesentlichen unterscheidet man zwei Heimtypen. Es gibt Auffang- und Übernachtungsheime, die sich von sozialpädagogischen Wohnheimen abgrenzen. Sozialpädagogische Wohnheime setzen die Bereitschaft zu einer Persönlichkeitsveränderung durch das Einlassen auf einen sozialpädagogischen Prozeß bei den Klientinnen voraus. Frauen, die in eine besondere soziale Notlage geraten und nach § 72 BSHG Aufnahme finden, sollen auf die Wiedereingliederung in 'normale' Wohn- und Arbeitsverhältnisse vorbereitet werden. Sie sollen ihren Aufenthalt im Heim als Möglichkeit zur Rehabilitation verstehen. Die Aufnahme richtet sich allerdings oft nicht nur nach diesen Kriterien, sondern kann auch abhängig von äußeren Bedingungen - z.B. Belegungszwängen - sein. Folglich treffen in Heimen die unterschiedlichsten Frauen aufeinander. Dies und die Tatsache, daß die zusammen lebenden Frauen einander nicht ausgesucht haben, birgt reichlich Konfliktstoff. Um das Konfliktpotential zu minimieren, müssen bestimmte Regeln befolgt werden, z.B. ein Alkohol- und (nächtliches) Besuchsverbot. Erwartet wird außerdem die selbständige Reinhaltung des Zimmers sowie die Abmeldung bei längerer Abwesenheit vom Heim. In einigen Einrichtungen ist auch die Teilnahme an Einzel- und Gruppengesprächen verpflichtend. Bei Nichteinhaltung der Regeln droht die Vermittlung in eine andere Einrichtung oder die Entlassung (Steinert 1996, S. 106-111).

Die betroffenen Frauen haben häufig weitere Probleme. Sie arbeiten in schlecht bezahlten Berufen oder sind arbeitslos und leben von Sozialhilfe. Der Mangel an materiellen Ressourcen engt die Gestaltungsmöglichkeiten für ihr Leben so stark ein, daß sie am gesellschaftlichen Leben, in dem Geld eine zunehmende Rolle spielt, nur begrenzt teilnehmen können und wiederholt Ausgrenzung erfahren. Viele der Frauen kommen aus Familien, in denen sie wenig Geborgenheit, Sicherheit, Wertschätzung, Anerkennung und Zuneigung erfahren haben. Manche haben eine Trennung nicht nur von ihrem Lebenspartner, sondern auch von den Kindern hinter sich, da sie aufgrund vielfältiger Probleme nicht in der Lage waren, ihnen genügend Erziehung, Pflege, Schutz und Förderung zukommen zu lassen. Migrantinnen und Ausländerinnen haben häufig noch zusätzlich rassistische Diskriminierung erlebt. Vorhandene Sprachprobleme behindern dann die Integration in die Gemeinschaft, die die Genesung und Resozialisierung unterstützen würde. Das Leben in einem

Frauenwohnheim birgt neben den Vorteilen, z.B. nach einem chaotischen Leben zur Ruhe zu kommen, andere Frauen in ähnlicher Lebenssituation kennenzulernen und mit professioneller Unterstützung eine Zukunftsperspektive entwickeln zu können, auch viele Schwierigkeiten, z.B. die Stigmatisierung durch Teile der Bevölkerung oder in Behörden, das Zusammenleben mit psychisch kranken Frauen und Ausgrenzungen innerhalb der Wohngruppe durch Cliquenbildungen.⁹

Darüber hinaus leben Frauen - nicht nur im Wohnheim, sondern generell - in einer Gesellschaft, die trotz gesetzlicher Gleichstellung von Männern und Frauen nach wie vor patriarchalisch¹⁰ strukturiert ist. Neben offensichtlich ungleicher Machtverteilung - beispielsweise überwiegend männlich besetzte zentrale Entscheidungspositionen - gibt es Bereiche, in denen das Machtgefälle zwischen Männern und Frauen subtiler ist und damit weniger klar wahrnehmbar. Die Nutznießer dieser Gesellschaftsstruktur haben ein Interesse an deren Aufrechterhaltung und folglich ist diesen Bereichen auch mit gesetzlichen Regelungen kaum beizukommen. Zu diesen subtilen Bereichen zählen kulturelle und soziale Werte, Sprache und Geschlechterrollenzuschreibungen und -erwartungen¹¹, die in beruflichen und intrafamilialen Zusammenhängen kontinuierlich reproduziert werden (vgl. Orth 1993, S.13f). Männer (als soziale Kategorie) haben über Frauen und Kinder eine „gesellschaftlich tolerierte Verfügungsmacht“ (Kavemann 1997, S.210), die unter anderem eine „sexuelle und emotionale Ausbeutung zur Folge hat“ (ebd.), was sich in vielfältigen Ausprägungen von körperlicher, psychischer und sexualisierter Gewalt zeigt.

⁹Diese Ausführungen basieren auf eigenen Erfahrungen während des Projektstudiums im Frauenwohnheim F.

¹⁰Hier wird die Auffassung vertreten, daß die patriarchale Gesellschaftsstruktur *nicht* so funktioniert, daß Männer zwangsläufig privilegiert sind, sondern daß sowohl Frauen als auch Männer vielfältig in die patriarchale Realität verstrickt sind (vgl. Völkl-Maciejczyk 1996, S.137). Frauen sind allerdings aufgrund der strukturellen Abwertungen, die sie aufgrund ihrer Geschlechtszugehörigkeit erfahren, zusätzlich benachteiligt.

¹¹Geschlechterrollen (Def.): Beschreibung von typischen Eigenheiten von Frauen und Männern, die wie Wahrscheinlichkeitsannahmen wirken, die den weiteren Handlungsverlauf steuern können *und* normative Erwartung bestimmter Eigenschaften und Handlungsweisen (vgl. Alfermann 1996, S.31-47).

3.2 Interviews von Bewohnerinnen

3.2.1 Vorbereitung

Nach theoretischer Auseinandersetzung mit der Technik des narrativen Interviews wurden drei Frauen mit entsprechender Erfahrungsaufschichtung gefunden, die sich bereit erklärten, ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Kontakte zu den Frauen stellten sich telefonisch über das Autonome Frauenhaus I und zwei Frauenwohnheime in Köln her. Eins der beiden Wohnheime ist für Frauen gedacht, die sich in einer sozialen oder seelischen Notlage befinden. Das andere bietet obdachlosen Frauen eine Unterkunft. In beiden findet pädagogische Betreuung in Form von Einzelfallbetreuung und Gruppenarbeit statt (Informationen den Selbstdarstellungen der Einrichtungen entnommen). Zu diesem Zeitpunkt stand noch nicht endgültig fest, was das konkrete Thema der vorliegenden Arbeit sein würde. Das forschungsleitende Interesse richtete sich auf die sozialen Problemlagen von Frauen sowohl im Frauenhaus als auch im Frauenwohnheim und die daraus resultierenden Anforderungen an die professionelle Sozialarbeit. Erst nach Durchführung der Interviews würde das endgültige Thema dieser Arbeit feststehen. Mittels einer offenen Aufforderung sollten die Frauen ihr Leben schildern. Für den Fall, daß ihr Erzählfluß stoppte, wurden Fragen vorbereitet, die einen neuen Stimulus setzen sollten. Die Gespräche sollten in für die Frauen gewohnter Umgebung stattfinden, um eine möglichst natürliche Gesprächssituation zu schaffen und per Kassettenrecorder zur späteren Transkription aufgezeichnet werden.

3.2.2 Durchführung und Aufbereitung

Das erste Interview wurde mit einer Frau durchgeführt, die längere Zeit im Frauenhaus gewohnt hatte, zwei weitere mit Bewohnerinnen der beiden Frauenwohnheime. Die Fragestellung in allen drei Interviews lautete, von welchen sozialen Problemlagen die Frauen betroffen waren oder sind und - marginal - welche sozialarbeiterischen Hilfen sie in Anspruch genommen hatten oder nehmen. Vor Beginn der Erzählphase wurden alle drei Frauen in der Erklärungsphase über die Intention des

Interviews aufgeklärt und ihnen Anonymität, d.h. Anonymisierung ihrer Person in dem per Kassettenrecorder aufgezeichneten Gespräch, zugesichert. Nach kurzer Erläuterung der Interviewtechnik wurden die einzelnen Aspekte, unter denen die Ereignisse erzählt werden sollten, geklärt.

Das erste Interview war das mit den günstigsten äußeren Bedingungen. Die 27jährige Kurdin Zeliha K. ist Mutter von 3 Kindern, zurzeit arbeitslos und Sozialhilfeempfängerin. Sie hat den Wunsch, bald eine Ausbildung zu beginnen. Vor zwei Jahren hatte sie im Frauenhaus Zuflucht gesucht, da sie von ihrem Mann massive Gewalt erfahren hatte. Für das Interview, das bei ihr zuhause stattfand, hatte sie sich viel Zeit genommen und sie erzählte bereitwillig ihre Lebensgeschichte. Sprachprobleme erschwerten die Verständigung und die Darstellung blieb eher oberflächlich. Auf die abschließende Frage, wie sie sich mit der Interviewsituation gefühlt habe, sagte sie, daß es sie „sonst immer befreit habe, darüber zu sprechen“, aber heute hätte es sie „unheimlich aufgewühlt“. Aber es sei auch „das erste Mal gewesen“, obwohl sie „schon seit zwei Jahren von dem Mann weg“ sei, daß sie beim Erzählen nicht geweint habe. Darauf sei sie „sehr stolz“. Die Dauer des Interviews betrug etwa 55 Minuten.

Die Rahmenbedingungen für das zweite Interview (s. Interview I, Rosanna D. im Anhang) mit einer 20jährigen Bewohnerin in einem Frauenwohnheim waren annähernd günstig, abgesehen davon, daß die Interviewpartnerin den ganzen Tag gearbeitet und etwas müde und gestreßt war. Gleichwohl war auch sie, die später noch ausführlicher vorgestellt wird, sehr kooperativ. Nach dem etwa 75minütigen Interview sagte sie, das habe ihr „sehr gut getan, das alles mal zu erzählen“.

Das dritte Interview in dem anderen Frauenwohnheim - gestaltete sich schwieriger. Die 28jährige Bewohnerin (s. Interview III, Helene H. im Anhang), Mutter eines 7jährigen Sohnes, zurzeit arbeitslos und seit eindreiviertel Jahren im Frauenwohnheim, wirkte antriebsarm und weniger erzählfreudig. Um ihren Erzählfluß in Gang zu bringen, mußte mehrfach nachgefragt werden. Auf die nach Abschluß des Interviews gestellte Frage, wie es für sie gewesen sei, sagte sie „war okay, kein Problem“. Dieses Interview dauerte 50 Minuten.

(Zitate den im Anschluß an die Interviews lediglich skizzenhaft angefertigten - und deshalb nicht dokumentierten - Gedächtnisprotokollen entnommen)

Nach Durchführung und Transkription der Interviews stellte sich heraus, daß das von Zeliha K. aufgrund größerer sprachlicher Verständnisprobleme für eine intensive Bearbeitung als nicht besonders gut geeignet erschien. Nachdem die beiden anderen Interviews unter Zuhilfenahme von Sonderzeichen für nichtsprachliche Vorgänge wie z.B. Pausen, Betonungen und Sprachbesonderheiten nach einem von Kallmeyer und Schütze entwickelten System kommentiert transkribiert wurden (vgl. Mayring 1996, S.70-73; Legende für kommentierte Transkription im Anhang dieser Arbeit), deutete besonders das Interview mit Rosanna D. auf die Erfahrungsaufschichtung verschiedener Problemlagen hin und wurde für eine intensive Bearbeitung und Auswertung ausgewählt. Damit bildete sich auch das konkrete Thema der vorliegenden Arbeit heraus.

3.2.3 Fallbearbeitung

3.2.3.1 Fallzusammenfassung und -strukturierung

Rosanna D. ist 20 Jahre alt. Sie wurde als das zweitälteste von sechs Kindern einer deutschen Frau und eines italienischen Mannes geboren. Ihre Kindheit bezeichnet sie als normal. Mit dem Vater sei die Verständigung schwierig gewesen, „weil er nicht so gut deutsch konnte“ und die Mutter, die „stärker vertreten war“ als der Vater, sei das „Bindeglied“ zwischen Kindern und Vater gewesen. Rosanna sei „mehr die brave“ gewesen, die sich „um die Geschwister gekümmert“ habe. Seit 1994 seien die Eltern geschieden. Weil die Mutter „mit Sechsen halt nicht allein zurechtgekommen“ sei, seien Rosannas vier jüngere Geschwister in ein Heim gekommen, „der ältere Bruder war schon ausgezogen“ und sie sei „nach Bonn ins Internat gekommen zu Schwestern“, wo sie ihre „schulische Ausbildung gemacht“ und sich „sehr wohl dadrin gefühlt“ habe. Sie habe dort das Gefühl gehabt, „einen Ansprechpartner“ gehabt zu haben, der sich um sie „gekümmert“ habe, was zuhause nicht so gewesen sei. Bei der Trennung von den Geschwistern habe sie sowohl „Erleichterung“ gespürt - da sie als „große Tochter“ immer „Vorbild“ habe sein sollen und Verantwortung

tragen müssen, was sie sehr belastet habe - als auch „Vorwürfe“, ihre „kleinen Geschwister im Stich“ gelassen zu haben. Als sie gemerkt habe, daß sie „gut untergekommen“ seien und daß „es ihnen gut“ gehe, habe sie „wieder aufatmen“ können und sich „keine Vorwürfe mehr zu machen“ brauchen.

1995 sei Rosanna nach Paderborn gezogen, um dort eine Ausbildung in Hauswirtschaft zu machen. Dort sei sie „noch’n Stück weiter weg von Köln“ gewesen und habe nach drei Jahren der Ausbildung gemeint, es sei „langsam wieder Zeit nach Hause zu kommen“. Im August 1998 sei sie „wieder nach Köln gekommen“, habe bei der Mutter wohnen wollen, was nicht möglich gewesen sei, da „sie selbst Untermieterin nur ist“. Dann habe sie „noch so peu à peu vielleicht ‘n paar Wochen da, vielleicht ‘n paar Wochen da“ gewohnt, aber das habe „nichts gebracht“. Sie sei dann im Oktober über eine Anzeige in einer Zeitung „in eine Drückerkolonne reingekommen“, was „aber nicht so extrem, wie man von manchen vielleicht hört“, gewesen sei, „schon etwas Druck“, aber „wieder so’n bißchen familiär“. Im Januar 1999 habe sie aufgehört, weil „irgendwann ging’s nicht mehr“ und habe in Köln eine Wohnung gesucht. Als sie nach einer Woche keine gefunden habe, sei sie für kurze Zeit in die Drückerkolonne zurückgekehrt, dort aber wieder „nicht so klar gekommen“ und habe „auch wieder viel an zuhause gedacht“.

Erneut in Köln auf Wohnungssuche, habe sie im April dieses Jahres über das Wohnungsamt einen Platz in einem Frauenwohnheim gefunden. Nach anfänglichem Zögern - „da gehen doch nur geschlagene Frauen hin“ - und Aufklärung seitens des Wohnungsamtes, daß dort auch Frauen wohnen, „die auch soziale Probleme“ oder „psychische Probleme haben“, habe sie geglaubt, daß das „im Moment so eigentlich die beste Lösung“ sei, daß es ihr „eigentlich im Prinzip nicht besser gehen“ könne. Ihr gefiele, daß sie dort auch Betreuung habe. Nach Eingewöhnungsschwierigkeiten fühle sie sich heute dort „sehr wohl“ und habe „auch mit den Mitbewohnerinnen in der Gruppe eigentlich ‘n sehr guten Draht gefunden“. Sie habe „die Möglichkeit, anderthalb Jahre hierzubleiben, man muß es nicht ausschöpfen, aber man kann“. „Im Prinzip“ sei sie „wirklich nur hierhin gekommen, weil“ sie „halt keine Unterkunft“ gehabt habe und das könne man „ja immer wieder suchen“. Sie sei „jetzt auch ‘ne Zeitlang hier arbeitslos“ gewesen, habe „jetzt zum Glück ‘ne Arbeit schon wieder gefunden“, mit der sie „eigentlich zufrieden“ sei. Wenn sie abends nach Hause

komme, könne sie „erzählen, was auf der Arbeit gelaufen sei, die Leute interessieren sich auch dafür“, es sei „eigentlich so, man interessiert sich auch für jeden, der oben in der Gruppe ist“.

Sonntags sei „Besuchssonntag“ für ihre Geschwister im Kinderheim „und dann kommen“ alle Kinder zu der „Mutter und machen irgendwas“. Der Kontakt zum Vater sei „leider nicht mehr“. Nachdem der Vater „vor ein, zwei Jahren“ da gewesen sei und „sich so’n bißchen um (die) Geschwister gekümmert“ habe - Rosanna sei damals nicht dabei gewesen, da sie in Paderborn gewesen sei - sei der Kontakt „auch ganz plötzlich wieder abgerissen, weil es ... zuviel für ihn (gewesen sei), so nach paar Jahren wieder seine Kinder zu sehen und ... dieses Entgleiten aus den Händen ... da (sei) er wahrscheinlich nicht mit klargekommen.“ Rosanna meint, „ohne Vater kommt man auch aus, solange es einem gut geht“. Auf ihre Geschwister sei sie sehr stolz, denn die „machen alle ihre Bahn“, „gehen halt ihren eigenen Weg“ und „akzeptieren das auch“, daß Rosanna im Frauenwohnheim wohne.

Mittlerweile fühle Rosanna sich „doch’n bißchen erwachsener“ und freue sich über das, was sie „geschafft“ habe, die „Schule beendet“, die „Ausbildung gemacht“ und daß „auch was aus“ ihr „geworden“ sei. In den Kontakten zu anderen sei sie offen - habe viele, mit denen sie sich „gut mit verstehe“ - aber auch vorsichtig, weil sie „ständig Angst“ habe, „jemanden zu verlieren“. Heute halte sie sich nicht mehr für „die brave“, die sie früher gewesen sei, sondern habe „gelernt“, den „Mund aufzumachen“, ihre „Meinungen auch mal zu sagen“ und daß ihr „keiner den Mund verbieten“ könne. Ihre nächsten Ziele seien „‘ne eigene Wohnung“ und daß sie sich einen „Bekanntenkreis, Freundeskreis aufbauen“ wolle.

(Zitate Interview I entnommen)

3.2.3.2 Themendimensionierung

In Rosannas Darstellung ihrer Kindheit lassen sich einige Themenbereiche finden, die auf Schwierigkeiten hindeuten. Sie sagt einerseits, ihre Kindheit sei „normal“ gewesen, aber auch, zu wenig Zuwendung erfahren zu haben. Sie spricht davon, sich

später im Internat wohl gefühlt zu haben, was sie „vielleicht zuhause auch nicht so gehabt habe“. Sie habe als Kind zu wenig Gefühle zeigen dürfen und „alles in sich hineingefressen“. Schon früh habe sie für ihre Geschwister „stark sein“ und Verantwortung tragen müssen. Sie spricht von Ausgrenzungen, und davon, wie froh sie sei, da raus gekommen und „weg gekommen“ zu sein.

Außerdem sagt sie, sie habe „Angst“ gehabt, ihre „Meinung zu äußern, ... Angst, irgendwas falsch zu machen, es könnte wieder’n Donnerwettern geben“. Sie gibt keine eindeutigen Hinweise auf direkte Gewalterfahrung, aber es klingt zumindest nach einer von Gewalt geprägten Atmosphäre.

Trotz der schwierigen Kindheit macht Rosanna ihren Eltern keine Vorwürfe, sie zeigt sogar Verständnis dafür, daß die Mutter mit „Sechsen halt nicht allein zurechtgekommen“ sei oder daß der Kontakt zum Vater „ganz plötzlich wieder abgerissen“ sei.

Rosanna scheint es ganz wichtig zu sein, ein möglichst geregeltes Leben zu führen, was ihr Sicherheit und Orientierung gebe und viel Abstand zu dem Milieu ihrer Kindheit zu bekommen, wo „man echt aufpassen“ mußte, „was man sagte“. Häufig von ihr thematisierte Lebensbereiche sind Arbeit und Wohnen. Sie spricht ein paarmal davon, wie wichtig es ihr sei, „etwas zu schaffen und sich etwas aufzubauen“. „Eine eigene Wohnung zu beziehen“ sei eines ihrer nächsten Ziele. Dabei ist neben dem Wunsch, „alles selber (zu) regeln“, auch eine Angst vor der Verantwortung und dem Alleinsein zu erkennen. Sie hoffe, daß sie „auch wirklich draußen klarkomm(e)“ und daß sie einen „Bekanntenkreis (und) Freundeskreis aufbauen“ könne. Sie habe außerdem Sorge, daß sie, wenn sie eine eigene Wohnung habe, mit dem Haushalt nicht zurecht komme.

Der Komplex der sozialen Beziehungen ist häufig Thema in Rosannas Erzählung. Sie zeigt große Sehnsucht nach Kontakt zu anderen. Ihr sei wichtig, daß sie, wenn sie von der Arbeit nach Hause komme, von ihrem Tag „erzählen“ könne, um „dann ... abends, eigentlich relativ zufrieden, ins Bett gehen“ zu können. Ihren Wunsch nach Halt in der Familie bringt sie zur Sprache, beispielsweise wenn sie betont, daß alle ihre Geschwister „ihre Bahn“ machten und „vor allem ... noch Kontakt“ zu ihrer Mutter hätten. Sie erzählt, Freundschaften seien ihr wichtig, aber allzuviel Nähe

wolle sie nicht. Sie sagt, daß sie „nie so ganz enge Freundschaften gehabt“ und sich „gar nicht erst auf sowas eingelassen“ habe, aus Angst vor einem eventuellen Verlust.

Diese Verlustangst deklariert sie als „das größte Problem“, das sie habe. Ihre Erzählung verdichtet sich, wenn sie an verschiedenen Stellen darauf zu sprechen kommt (vgl. 19/13 - 20/17 & 21/5-20). Sie sagt, sie müsse „einfach damit lernen umzugehen“.

Ihr Bedarf an Orientierungshilfe und Betreuung ist groß. Sie sagt an einer Stelle, sie wolle „irgendwie’n bißchen betuddelt werden“, wobei sie das Grundprinzip der ‘Hilfe zur Selbsthilfe’ akzeptiert (vgl. 19/3-10). (Zitate Interview I entnommen)

3.3 Interview einer Sozialarbeiterin im Frauenwohnheim

3.3.1 Vorbereitung

Die Intention dafür, ein Interview mit einer Sozialarbeiterin, die im Frauenwohnheim arbeitet, durchzuführen, war, die sozialen Problemlagen der Bewohnerin zu präzisieren und Vorschläge für ein potentiell sozialarbeiterisches Vorgehen zu erfragen. Das Interview sollte in zwei Teilbereiche gegliedert sein. Bevor im Fragenteil Bezug auf das Bewohnerin-Interview mit Rosanna genommen wurde, sollte die Sozialarbeiterin in einem narrativen Teil ihre eigene Berufsbiographie darstellen, um - wie bereits in Kapitel 1 angesprochen - Einstellungen und Haltungen, vor deren Hintergrund sie das Gesagte der Klientin interpretiert, zu verdeutlichen. Der anschließende Fragenteil ist halbstrukturiert und angelehnt an die Technik des ‘Leitfaden-Interviews’, auch ‘Problemzentriertes Interview’ genannt, allerdings ohne strenge Befolgung der Kriterien dieser Interviewform. Nach Analyse der Problemstellung aus dem Bewohnerin-Interview wurde dazu eine Themendimensionierung strukturiert und ein Leitfaden in Form eines Fragenkatalogs erstellt, der eine grobe Orientierung für den Ablauf des Expertin-Interviews vorgeben und trotzdem ein offenes Gespräch mit subjektiven Bedeutungszuschreibungen seitens der interviewten Sozialarbeiterin ermöglichen sollte (vgl. Mayring 1996, S. 50-52).

3.3.2 Durchführung und Aufbereitung

Das Interview fand in der Dienststelle der Sozialarbeiterin statt. Die Rahmenbedingungen waren günstig. Anne B. hatte genügend Zeit eingeplant und die Bürotür mit einem Zettel, bitte nicht zu stören, versehen. Das vereinzelte Klopfen irritierte sie nicht sichtbar im Erzählfluß. Nur einmal wurde das Gespräch durch eine Klientin, die unaufgefordert herein kam, kurz unterbrochen. Die Dauer des Interviews betrug eine Stunde und 50 Minuten.

Zu Beginn wurde die Sozialarbeiterin über Ablauf und Technik des Interviews, akustische Aufzeichnung, spätere Transkription und Anonymisierung informiert. Nach freier Erzählung ihres beruflichen Werdeganges wurde sie gebeten, ihren Gesamteindruck, den sie beim Lesen des ein paar Tage zuvor erhaltenen Bewohnerin-Interviews gewonnen hat, zu veranschaulichen. Im zweiten Teil wurden die in Kap. 3.2.3.2 herausgearbeiteten Themen angesprochen. Zur Orientierung im Interviewablauf erhielt die Interviewte eine Tischvorlage mit dem Gerüst des Fragenkatalogs. Sie sollte ihre Sichtweise und Interpretation bezüglich Rosannas Problemen verdeutlichen und Vorschläge für ein potentiell pädagogisches Vorgehen unterbreiten. Im letzten Abschnitt wurde sie gebeten, zu folgenden allgemeinen Fragen Stellung zu nehmen: dem spezifisch weiblichen Aspekt von sozialen Problemlagen, ihre Veränderung in den letzten Jahren, Forderungen nach gesellschaftspolitischen Veränderungen zur Verbesserung der Situation von Frauen mit dieser Problematik, den Vor- und Nachteilen von männlichen Betreuern im Frauenwohnheim und dem Grad der Qualifizierung eines Studiums der Sozialarbeit für die Arbeit mit diesem Klientel.

Nach Beendigung des Interviews machte die Sozialarbeiterin einen leicht erschöpften, aber zufriedenen Eindruck. Das Angebot, ein Exemplar der vorliegenden Arbeit zu erhalten, nahm sie gerne an. Wie das Bewohnerin-Interview wurde auch dieses transkribiert und mit Transkriptionszeichen versehen.

3.3.3 Auswertung

3.3.3.1 *Berufsbiographie der Sozialarbeiterin*

Die Sozialarbeiterin Anne B. arbeitet in dem Frauenwohnheim, in dem Rosanna wohnt. Sie kennt sie nur oberflächlich, denn für die Einzelbetreuung ist eine Kollegin von ihr zuständig.

Anne B. erzählt, sie habe „auf einem Mädchengymnasium“, einer „Klosterschule“ ihr Abitur gemacht und in dieser Zeit ein „karitatives Engagement“ entwickelt. Später habe sie sich „dann auch ‘n bißchen kritischer damit auseinandergesetzt“, sich gefragt, was die Ursachen seien, „daß es so Unterschiede“ gebe und „mehr so’n sozialkritisches Engagement“ ausgebildet. Sie habe „dann nach dem Abitur ein freiwilliges soziales Jahr gemacht ... in Leverkusen auf’m Abenteuerspielplatz und gemerkt, daß das auch das richtige“ sei und sich entschieden, Sozialarbeit zu studieren. Beworben „bei beiden Fachhochschulen hier in Köln“, habe sie dann aufgrund ihrer „katholischen Vorgeschichte ‘n Platz auf der Katholischen Fachhochschule“ bekommen, was sie „zwiespältig gesehen“ habe, da sie einerseits „die ganze Atmosphäre kannte“ und andererseits meinte, daß ihr ein „freiheitlicheres und kritischeres rangehen an die Fragen“ auch „ganz gut getan hätte“, die Katholische Fachhochschule aber „halt diesen leicht konservativen Touch hatte“. Heute sei sie „ganz froh“, weil sie meint, sie habe „‘ne ganz gute Grundlage für“ ihre „Arbeit bekommen, wobei man viele Sachen wirklich sich auch selber aneignen“ müsse.

Während des Studiums habe sie sich „noch nicht speziell auf Frauenarbeit oder Mädchenarbeit konzentriert“, aber „parallel (dazu) im Privatleben angefangen“, sich „mit den Fragen zu beschäftigen, ... Frauenliteratur zu lesen und immer mehr Interesse daran gefunden“. An der Katholischen Fachhochschule sei das „in der Zeit ... kein großes Thema“ gewesen. Für das Anerkennungsjahr sei sie „in ‘nen Jugendzentrum gegangen“ und das sei „eigentlich so die Zeit“ gewesen, wo sie „gemerkt habe, was das bedeutet, auch so’n Stück frauenspezifisch zu arbeiten, wo ganz viel Wert auf Mädchenarbeit gelegt“ worden sei. Danach sei sie „erstmal ‘n Jahr arbeitslos“ gewesen, was sie als „sehr schwierig“ empfunden habe. Bereit, „jeden Job

im Sozialbereich erstmal“ anzunehmen, „Hauptsache, ... den Einstieg“ zu bekommen, habe sie dann „‘ne feste Stelle ... im Jugendzentrum, im Bürgerschaftshaus“ bekommen, wo sie dann „den Bereich Discoarbeit und Mädchenarbeit übernommen“ und sich weiter spezialisiert habe, indem sie „Fortbildungen ... zu Mißbrauch oder Eßstörungen und so“ gemacht habe. Nach vier Jahren habe sie festgestellt, „daß die Arbeitsbedingungen im Jugendzentrum“ ihr auf Dauer nicht gefielen. Die Arbeit habe „Spaß gemacht“, sei aber auch „sehr anstrengend und oft auch immer wieder frustig“ gewesen, weil „man ständig wer weiß was anbieten (müsse), daß auch ‘ne Attraktivität da (sei) und so ‘ne Bindung auch entsteh(e)“ und trotzdem die Jugendlichen oft nicht gekommen seien „und man dann auch nicht genau (wüßte), warum“. Die Arbeitszeiten, „jeden Abend bis zehn Uhr“, seien so ungünstig, daß „dann so langsam alle andern privaten Freundschaften ... den Bach runter“ gegangen seien.

Anne B. habe dann ‘ne Stelle als „Gruppenleiterin von ‘ner Wohngruppe ... mit zwölf Bewohnerinnen“ im Frauenwohnheim bekommen, wo sie den „Einstieg, direkt auch die Leitung zu haben und jetzt plötzlich mit erwachsenen Frauen zu arbeiten“ als „ganz schön schwierig“ empfunden habe. Die Bewohnerinnen hätten es ihr „aber wirklich leicht gemacht“, weil „die einfach voraus (setzen), daß man Kompetenz“ habe. In der Arbeit mit den Frauen ginge es weniger darum, „viel anzubieten“, wie in der offenen Jugendarbeit, sondern um „dieses auf die Frauen eingehen können, verstehen können, ... wodrum es ihnen geh(e), ... in so ‘ne Beratungstätigkeit“. Sie habe dann „‘ne Zusatzausbildung in Gesprächsführung ... und später“ - weil ihr „immer noch dieses frauenspezifische dabei gefehlt“ habe - „‘ne Zusatzausbildung“ über „frauenspezifische Beratung und Sozialtherapie“ gemacht.

In ihrer elfjährigen Arbeit mit den Frauen habe „schon eine große Veränderung“ stattgefunden. Als sie angefangen habe, sei „vielleicht 25 Prozent der Zeit circa Bürotätigkeit und der Rest ... direkte Arbeit mit den Frauen“ gewesen. Heute sei „weit über die Hälfte der Zeit Bürotätigkeit, also Kostenklärungen, Antragstellungen, ... Schuldenregulierungen ... oder ... interne Gespräche (zu) Umstrukturierungen im Haus in Richtung Qualitätssicherung (und) Sozialmanagement“. Sie sagt, daß sie das einerseits „wichtig finde(n)“ würde, „auch nicht in dieser veralteten Heimstruktur hängenzubleiben“, aber andererseits „auch so ‘ne Gefahr“ sehen würde, „daß das

dann sehr bürokratisch“ würde und von der „persönlichen Atmosphäre auch was verloren“ ginge. Bezüglich der Bewohnerinnen sehe sie „auch ‘ne Veränderung im Laufe der Jahre. Am Anfang“ seien „wesentlich mehr Frauen aufgrund von besonderen sozialen Schwierigkeiten“ dorthin gekommen, „aber im Laufe der Jahre“ immer mehr Frauen mit „psychischen Erkrankungen wie Psychosen, Schizophrenien, ... (Frauen, die) traumatisiert sind, Borderline-Patientinnen ..., wo auch ‘n ganz anderes Umgehen mit den Frauen erforderlich“ sei. Die Arbeit sei „anstrengend, aber auch ... interessant“, aber sie sei „wieder an so’nem Punkt wie damals im Jugendzentrum“, daß sie die Arbeitszeiten mit Schicht- und Wochenenddiensten als sehr ungünstig empfinde. Was sie sich vorstellen könne, wäre, „mal so’n Bereich zu übernehmen ... wo es speziell um Beratung (ginge), raus aus diesem direkten Gruppenalltag ..., aber die Arbeit mit den Frauen“ mache ihr „nach wie vor viel Spaß“ und sie erachte es auch als „ganz wichtig, daß es solche Fraueneinrichtungen (gebe), also auch diesen geschützten Raum“, in dem die Frauen, „gerade bei der Geschichte“, die viele von ihnen mitbrächten, sich erstmal „mit ihrer weiblichen Identität und diese(n) Sachen“ auseinandersetzen könnten, „ohne direkt wieder in’nem männlichen Zusammenhang“ zu leben. Deshalb sei es gut, „daß es ‘ne Übergangseinrichtung“ sei „und danach auch wieder was anderes“ komme. (Zitate Interview II entnommen)

3.3.3.2 Gesamteindruck der Sozialarbeiterin zu Bewohnerin-Interview: Themendimensionierung

Die Sozialarbeiterin beschreibt, wie „erschütternd“ sie es finde, „wieviel Kraft ... oder Energie (diese Frau) darein“ stecke, „ihr Leben so’n bißchen schön zu reden, obwohl es eigentlich ziemlich schwierig alles gewesen“ sei und „sie ganz ungünstige Ausgangsbedingungen ja auch gehabt“ habe. Das sei „‘ne enorme Leistung ..., wie sie sich das zurechtleg(e)“. Die Tatsache, daß Rosanna „das immer wieder beton(e)“, zeige ihrer Einschätzung nach, „daß sie das auch ganz stark für sich brauch(e), ... um damit klar zu kommen“. Die Klientin hebe hervor, was sie in ihrem Leben an Hilfe erfahren habe, beispielsweise, „daß sie viel Unterstützung ... durch diese Schwestern ... und durch irgendwelche Sozialarbeiterinnen (und) Betreuerinnen“ gehabt habe, aber nicht, daß sie „weite Teile ihres Lebens ... zumindest familiäre Unterstützung ... überhaupt nicht gehabt“ habe, „sie betont das, was sie gekriegt (habe), was sie nicht

gekriegt (habe), das betont sie eigentlich kaum“. Sie weise auch ihren Eltern keinerlei Schuld für ihre schwierige Kindheit zu. Im Gegenteil, es würden von Rosanna Erklärungen vorgebracht, warum die Eltern sich nicht mehr haben kümmern können, „die konnte(n) das halt einfach nicht, basta, die war(en) überfordert“. Sie erwähne nicht, „daß das was ganz schreckliches für’n Kind“ sei, „in’s Heim zu kommen“.

Rosanna habe große Schwierigkeiten damit, ihre Gefühle wahrzunehmen und zu äußern, „schon, daß diese Gefühle und Wünsche natürlich auch da (seien) ..., aber sie sie sehr zurück(halte)“. „Sie beschreib(e), wie alles gewesen (sei), aber ganz wenig ihre Gefühle dabei“, weil „die in der Familie auch nie gelernt (hätten), über ihre Gefühle zu sprechen“. Erstaunt sei die Sozialarbeiterin gewesen, daß die Klientin an einer Stelle von sich als „Sensibelchen“ spreche, da Rosanna sich sonst eher „als so’n bißchen dickfellig“ darstelle.

Von ihren Verlustängsten, die berechtigt (seien), denn sie (habe) eben viel verloren, erzähle sie erst „bei der dritten Nachfrage ... aber das sei sehr verdeckt und unter der Oberfläche, bei der ersten Erzählung, da wo sie zum ersten Mal gestoppt (habe), wäre das überhaupt nicht deutlich geworden“.

Die Sozialarbeiterin beschreibt, wie die Klientin die Außenzuschreibung, „daß sie die brave“ sei, „selbst für sich auch total übernommen“ habe, daß sie „alles mach(e), was von ihr verlangt“ werde, aber „offensichtlich“ fahre „sie damit ... auch ganz gut“. Abgesehen davon, daß sie sage, sie „würde auch schon mal ihre Meinung sagen“, mache sie „ansonsten ... ziemlich stark das, was von ihr erwartet“ werde.

Von der Tatsache, daß Rosanna, obwohl sie „‘ne junge Frau“ sei, nichts „über Liebesbeziehungen oder diesen ganzen Bereich“ sage - abgesehen davon, daß sie ganz kurz mal „‘n Freund oder auch mal ‘ne enge Freundin oder später auch mal’n Mann“ erwähne - sei sie überrascht gewesen. Es sei „erschütternd, wie wenig sie eigentlich für sich forder(e)“. Der Grund dafür, daß Rosanna quasi nicht über Liebesbeziehungen spreche, liege ihrer Ansicht nach darin begründet, daß für sie „alles was mit Gefühl zu tun (habe), auch sehr schwierig auszusprechen sei“.

Rosannas Wunsch, zu „arbeiten und ‘ne eigene Wohnung (zu) haben“, deutet sie nur an.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die Sozialarbeiterin ähnliche Themen herausgearbeitet hat, wie in der unter Kapitel 3.2.3.2 dargestellten Themendimensionierung, die als Leitfaden für das Expertin-Interview diene. Bezüglich folgender Themenkomplexe sind Übereinstimmungen festzustellen: mangelnde familiäre Unterstützung; kein Vorwurf an die Eltern; die Schwierigkeit, Gefühle zu zeigen; Sehnsucht nach Freundschaften; Angst vor Nähe; Verlustängste; Bedeutung von Betreuung; Arbeit und Wohnung. Darüber hinaus mißt die Sozialarbeiterin Rosannas Bemühung, sich ihr Leben „schön zu reden“, großes Gewicht bei. Auch ihr Wunsch, den Erwartungen anderer zu entsprechen, sei ausgeprägt. Außerdem bringt sie den Aspekt, daß die Klientin nichts über den Bereich der Liebesbeziehungen erzähle, zur Sprache. Was an dieser Stelle nicht benannt, aber in Kap. 3.2.3.2 - in der Vorbereitung auf das Expertin-Interview - dargelegt wurde, sind die Themen 'früh Verantwortung tragen' und 'Gewalt'.

(Zitate Interview II entnommen)

3.3.3.3 Vertiefung und Erweiterung der Themen im Nachfrageteil

Im Nachfrageteil vertiefte die Sozialarbeiterin ein paar der schon im narrativen Teil genannten Themen. Die mangelnde Zuwendung in Rosannas Kindheit drücke sich heute in unzureichender Selbstfürsorge aus. „...also daß sie diese Fürsorge die sie nie erfahren hat auch natürlich nicht auf sich selbst anwenden kann ...“ (41/9f) Ihre Eltern hätten in ihr nie etwas Besonderes gesehen und auch sie selbst mache eher das, was von ihr erwartet werde - u.a. früh Verantwortung für die Geschwister übernehmen. Rosannas Haltung, ihren Eltern keine Vorwürfe zu machen, sei derart ausgeprägt, daß auch keine unterschwelligen Schuldzuweisungen im gesamten Text zu finden seien, was im Vergleich zu anderen Klientinnen ungewöhnlich sei (vgl. 40/3-18).

Die großen Verlust- und Bindungsängste der Klientin, die auf die verschiedenen Enttäuschungen zurückzuführen seien, würden als starke Einschränkung erlebt. „... das ist natürlich 'n ganz großes Stück Lebensqualität was ihr da verloren geht ...“ (42/15f) Trotz der unbefriedigenden Beziehung zur Mutter sei diese, neben den

Geschwistern, auch jemand, die ihr Halt gebe und deshalb ein wichtiger Kontakt (vgl. 40/2631).

Die Sozialarbeiterin interpretiert die Tatsache, daß Rosanna häufig von einer eigenen Wohnung spreche, nicht dahingehend, daß sie es unbedingt wolle, sondern daß sie Angst davor habe, allein zurechtzukommen. Sie glaube, es werde von ihr erwartet, „... jetzt auch mal auf eigenen Füßen (zu) stehen“ (43/13), wobei sie gefühlsmäßig einem Zusammenleben mit anderen den Vorzug geben würde.

Im Nachfrageteil werden einige Problematiken erstmalig angesprochen. Das gewichtigste ist das Thema 'Gewalt'. Obwohl Rosanna nicht explizit sage, in der Kindheit Gewalt erfahren zu haben, würden einige Formulierungen die Vermutung nahe legen. „... das ist ihr offensichtlich alles sehr vertraut daß mit Sicherheit in ihrer (,) Kindheit auch Gewalt vorgekommen ist ...“ (38/20f) Auch der Verdacht des sexuellen Mißbrauchs, mit dem man sehr vorsichtig umgehen müsse, liege nahe, wenn Rosanna sage, sich an Abschnitte in ihrem Leben nicht erinnern zu können, z.B. von „Lücken“ (39/18) und „schwarze(n) Löcher(n)“ (39/19) spreche. Es könne davon ausgegangen werden, daß „... in der Zeit zumindestens was (=) sehr schlimmes passiert ist oder was sehr heftiges (,) was sie heute entweder wirklich nicht mehr weiß oder verdrängt hat oder damals schon irgendwie abgespaltet hat ...“ (39/21-23).

In Rosannas Beschreibung werde auch deutlich, daß Männer, sowohl in der Kindheit als auch in ihrem weiteren Lebensverlauf, nur am Rande vorkämen oder sie sie nicht erwähne. Der Vater spiele nur eine untergeordnete Rolle und auch männliche Gleichaltrige tauchen in ihrer Erzählung quasi nicht auf.

3.4 Interpretation des Einzelfalles

3.4.1 Vorbemerkung

Die Interpretation von Rosannas Erzählung kann nur ansatzweise geschehen, da sie sonst den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde. Es werden nur einige, besonders auffallende Aspekte herausgeschält und beleuchtet.

3.4.2 Interpretation

Nach einer Kindheit in einer Familie und einem Sozialraum¹², in denen sie wenig Fürsorge erfahren habe und großer psychischer Belastung ausgesetzt gewesen sei, habe sie lange Zeit in von katholischen Ordensschwestern geführten Institutionen gelebt. Deshalb ist ihre Sozialisation auch in diesem Kontext zu beleuchten.¹³

Möglicherweise ist Rosannas Bemühung, das Verhalten ihrer Eltern zu erklären und zu entschuldigen, auch mit dem dort vermittelten Gebot „Du sollst Vater und Mutter ehren“ verknüpft. Es scheint ihr nicht erlaubt, dieses kritisch zu hinterfragen und sich darüber auseinanderzusetzen.

Ein anderer Punkt ist, daß sie nahezu komplett die Themen Liebesbeziehungen, Sexualität und Männer in ihrer Erzählung ausklammert. Sie hat, nachdem sie ihre Familie verlassen mußte, fast nur, abgesehen von der Zeit in der Drückerkolonie, mit Frauen zusammen gelebt und die meiste Zeit davon mit den Ordensschwestern. Die Auswirkung dieses eher leibfeindlichen Umfeldes auf ihren Umgang mit Körperlichkeit und Sexualität lassen sich nur vermuten. Ein Umfeld, in dem alle Frauen, die sie erlebt und denen sie möglicherweise eine Vorbildfunktion zuschreibt, Keuschheit geloben und ihr vermitteln, daß Sexualität nur im Rahmen einer Ehe erlaubt sei, kann eine besondere Auswirkung auf junge Frauen, die auf der Suche nach Orientierungen und eigenen Lebensentwürfen sind, haben. Wenn Rosannas Wünsche und Sehnsüchte von dem abweichen, was sie vorgelebt bekommt und andere Lebenskonzepte, außer das des Umfeldes ihrer Kindheit - was sie aber radikal ablehnt - nicht kennenlernt, kann vermutet werden, daß auch Schuldgefühle entstehen. In diesem Kontext überrascht nicht, daß sie das Thema vollständig ausblendet.

¹² Sozialraum im Sinne von Einbeziehung sozialstruktureller Verhältnisse - wie benachteiligte und damit problematische Lebenslagen - in die Wahrnehmung des Wohnumfeldes von KlientInnen (vgl. Spiegelberg 1997, S.895f)

¹³ An dieser Stelle muß angemerkt werden, daß die Interpretation der Sozialisation in katholischen Institutionen vor dem Hintergrund eigener ähnlicher, jedoch weniger intensiver, Erfahrungen geschieht.

Es liegt nahe, daß auch das Frauenbild, das im Umfeld der Ordensschwestern vorherrscht und vermittelt wird, eher konservativ ist. Eine institutionelle Hierarchie, in der Frauen meist nur im unteren Bereich zu finden sind und in der das Idealbild einer Frau, die ohne körperliche Beziehung zu einem Mann ein Kind bekommt und aus diesem Grunde als rein bezeichnet wird, verehrt wird, fördert nicht eine freie Entwicklung zu einer selbstbewußten, körperfreundlichen Frau. Für Rosanna, die nicht im Kloster leben möchte, sondern sich im säkularen Leben zu orientieren sucht, ist dies aufgrund fehlender Rollenvorbilder schwierig.

Eine lange Zeit in Institutionen zu leben, hat bei ihr außerdem dazu geführt, recht angepaßt zu leben (vgl. II 35/29-31). Ein geregeltes Leben in einem festen System mit meist eher schwachen Bindungen zwischen den Mitgliedern, da nur auf begrenzte Zeit und nicht immer freiwillig angelegt, kann die Folge haben, sich übermäßig anzupassen, funktionabel und praktikabel zu werden. Damit ist gemeint, sich einem bestimmten System und seinem Ablauf anzupassen, ohne situationsspezifisch zu hinterfragen, welche individuellen Wünsche, Bedürfnisse und Einstellungen bestehen. In Verbindung mit mangelnder familiärer Fürsorge und instabiler emotionaler Beziehung mag dies eine Ursache ihrer Bindungs- und Verlustängste sein (vgl. Zimbardo 1992, S.74f). Ihr mangelndes Selbstbewußtsein und Selbstvertrauen werden besonders darin deutlich, daß sie sogar in einer Drückerkolonie, in der sie ausgebeutet wird, noch Halt empfindet und die Atmosphäre als „familiär“ (vgl. 5/17) bezeichnet.

Rosanna übt weder Kritik an ihren Eltern noch an den Ordensschwestern, was für eine heranwachsende bzw. junge Frau ungewöhnlich ist. Ein Grund mag sein, daß sie eine derartige Form der Auseinandersetzung nicht gelernt hat und ihr wohl das nötige Selbstbewußtsein dafür fehlt. Ein weiterer Aspekt könnte sein, daß sie sich, wie die Sozialarbeiterin ausführt, ihr Leben schön redet, um sich die negative Seite nicht anzuschauen, da sie sie nicht ertrüge. Nur ganz vorsichtig scheint an einer Stelle durch, wie froh sie gewesen sei, als sie die Ausbildung beendet hatte und das von Ordensschwestern geprägte Umfeld verlassen konnte (vgl. 15/20-24).

Bei näherer Betrachtung dessen, nicht *was* Rosanna sagt, sondern *wie* sie es sagt, fallen besonders ihre markanten Erzählabbrüche, sowie ihre zunehmende Öffnung

und Selbstreflexion auf. Ihre Abbrüche haben fast immer die gleiche Systematik. Rosannas ausschließlich positive Betrachtungsweise eines Zusammenhangs lassen sie an dem Punkt abbrechen, an dem die für sie gute Seite dargestellt ist. Sie weigert sich, bewußt oder unbewußt, die negative Seite auch zu schildern. Beispielhaft dafür ist der Moment, als sie erzählt, ihre Geschwister würden akzeptieren, daß sie im Frauenwohnheim lebe und das nicht schlimm finden. Abrupt bricht sie ab und erzählt davon, daß sie es gut finden, daß Rosanna ein Haustier halte (13/9-23). Von einem für sie brisanten - hier dem mit Stigmatisierungen verbundenen Umstand, in einem Frauenwohnheim zu leben - wechselt sie unerwartet auf ein weniger emotionsgeladenes Thema - hier dem Hamster (vgl. 13/9-22). Diese Vorgehensweise praktiziert sie systematisch. Meist beendet sie heikle Themen besonders nachdrücklich mit der Begründung, nicht mehr dazu sagen zu können (vgl. 16/10f) oder lenkt mit der Frage „... was willst du denn noch wissen (?) ...“ (18/13) auf etwas anderes, anstatt z.B. zu fragen, ob sie eine Situation ausführlicher schildern solle, um verstanden zu werden. An anderer Stelle (vgl. 16/9-11) schildert sie, wie „glücklich“ sie sei, ja geradezu „begeistert“, in diesem Wohnheim zu leben. Sie vertieft dies jedoch nicht, relativiert aber auch nicht die mit Superlativen versehene Beschreibung der Wohnsituation. Vermutlich könnte sie nicht ertragen, sich die weniger schöne Seite anzuschauen, da dies zu schmerzhaft wäre. Dieser unvermittelte Abbruch läßt erahnen, daß ihre Erklärungen für sie selbst nicht stimmig sind und sie deshalb vertiefende Nachfragen meiden möchte.

Im Verlauf des Interviews öffnet sie sich zunehmend, scheint Vertrauen gefaßt zu haben und überwindet kritische Punkte, an denen sie zuvor vielleicht das Gespräch noch unterbrochen hätte, und steigt tiefer in ihre Gefühlsbeschreibung ein. Sie spricht davon, wie „super“ es ihr damit gehe, selbständig Ämtergänge zu erledigen oder sich selbst eine Arbeit zu suchen (vgl. 19/7-10). An dieser Stelle hätte sie, wenn sie die zuvor beschriebene Systematik konsequent einhalten würde, den Gesprächsfaden wieder abreißen lassen. Das tut sie nicht, sondern beschreibt, ungewohnt intensiv, ihre Verlustangst. Ihre emotionale Beteiligung wird deutlich, wenn ihre Stimme leiser wird (vgl. 20/11 & 20/16), weicher wird (vgl. 19/15) und vielleicht anhand von Ausrufen wie „mein Gott“ (20/12 & 21/12) oder „um Gottes Willen“ (21/16). Während sie im ersten Teil emotional noch eher unbeteiligt erzählt - z.B. schnell

darüber hinweg geht, daß ihre Mutter sie in einer sehr unsicheren und heiklen Lebenssituation nicht unterstützt habe (vgl. 4/33-5/2) - räumt sie später dem Thema, was sie selbst als ihr „größtes Problem“ (21/7) betitelt, Raum ein und setzt sich damit auseinander. Nachdem sie das Thema Verlustangst verläßt (vgl. 20/17), kommt sie aber noch einmal darauf zurück (vgl. 21/7). Ihre scheinbare Abgeklärtheit der ersten Phase bröckelt und weicht einer zunehmenden Selbstreflexion. Hier liegt vielleicht der therapeutische Wert dieses Interviews für sie. Sie nutzt - vermutlich unbewußt - die Chance, ihr Leben rekonstruktiv zu entfalten und zu strukturieren, um bisher unklare Zusammenhänge für sich (neu) zu ordnen.

Wenn man sich nun, in Anlehnung an den Symbolischen Interaktionismus, anschaut, welche Symbole sie benutzt, um Sachverhalte zu verdeutlichen, richtet sich der Fokus auf das mehrfach benutzte Symbol der Leistungsgesellschaft, „etwas zu schaffen“ (vgl. 15/29 & 16/2), um Anerkennung zu erhalten und damit als wertvoll angesehen zu werden. Ihre Sichtweise, daß man Ziele erreichen könne, wenn man es nur wolle (16/1-3), rührt vermutlich aus der in westlichen Industriegesellschaften verbreiteten Vorstellung her, daß, wer beispielsweise keine Arbeit habe, sich wohl nicht genügend angestrengt habe und nicht arbeiten wolle und damit selbst schuld sei. Damit setzt sie sich einerseits unter Druck (vgl. 19/6f), und andererseits macht sie sich Mut, wenn sie sich anschaut, was sie, z.B. mit ihrer Ausbildung, bereits erreicht hat (vgl. 15/17-29).

Weitere hinter Symbolen verborgene Bedeutungszuschreibungen werden deutlich, wenn Rosanna über ihre jetzige Wohnsituation im Frauenwohnheim - von ihr meist 'Frauenhaus' genannt - redet. Ihre ambivalente Haltung dazu wird sichtbar. Die Diskriminierung von Frauen in Frauenhäusern durch Teile der Gesellschaft empfindet auch Rosanna als Stigmatisierung: „... und hab (,) hab auch äh (,) am Anfang das Haus hier als sehr negativ empfunden weil ich dachte mein Gott (,) wie weit muß ein Mensch sinken um ins (‘) Frauenhaus (.) zu kommen ...“ (22/5f). Das Symbol, „... da guckten schon die Leute ...“ (13/13) zeigt, daß in dieser Gesellschaft erwartet wird, daß man möglichst angepaßt und unauffällig lebt. Sie wehrt sich allerdings auch dagegen, derart stigmatisiert zu werden (vgl. 13/15f). Das ist möglicherweise ein Ergebnis der Arbeit in diesem Frauenwohnheim, in dem darüber aufgeklärt wird, daß es zum einen nicht nur individuellem Versagen zuzuschreiben ist, wenn man diese

Hilfe in Anspruch nimmt, sondern auch strukturelle Probleme, wie Chancengleichheit in der Kindheit, eine Rolle spielen. Des weiteren wird eine Sichtweise aufgezeigt, bei der es nicht als 'Endstation eines verkorksten Lebens' angesehen wird, sich Hilfe im Frauenwohnheim zu holen, sondern als Chance, das eigene Leben zu überdenken, zu ordnen und neue Lebenskonzepte zu entwerfen.

„... ich froh bin daß es überhaupt so'n Haus (.) gibt (.) daß ich auch wirklich (Leute?) (.) (k) heute sagen kann (.) (') Gott (.) Frauen (.) brauchen (=) so'n Haus (.) (schnell) is (.) nicht nur für Frauen (.) es gibt auch für (') Männer (.) so'n Haus (.) + es gibt halt so'n Haus es (gibt so'ne?) Zuflucht und die bau'n dich wieder auf für dein Leben (.) draußen (.) und das find ich (.) eigentlich (.) das (.) das sehe ich jetzt immer weiter (.) so im Laufe des (.) (k) der Zeit wo (') ich halt hier bin (.) (.) und da bin ich (eigentlich?) sehr zufrieden mit ...“ (22/8-14)

Wenn Rosanna davon spricht, daß das Frauenhaus ein Ort sei, „... wo doch nur so geschlagene Frauen hingehen die von zuhause weglaufen oder (.) sonstiges ...“ (7/31-33; vgl. auch 8/1-4), erwähnt sie Männer nicht. Hier wird symbolhaft deutlich, daß bezüglich dieser Thematik die Verantwortlichkeiten verschleiert werden. Auch wenn im Alltag oder in den Medien von Gewaltbeziehungen oder häuslicher Gewalt gesprochen wird, tauchen die Männer oft nicht auf. Man könnte den Eindruck gewinnen, die Gewalt 'passiere den Frauen irgendwie' statt zu thematisieren, daß Männer aktiv Gewalt ausüben. Der Umgang der Öffentlichkeit mit diesem Thema ändert sich allmählich. Erkennbar ist dies u.a. an der Möglichkeit mißhandelter Frauen, gerichtlich durchzusetzen, daß der gewalttätige Partner im Fall der Trennung die eheliche Wohnung verlassen muß (vgl. Ministerium für die Gleichstellung von Frau und Mann des Landes NRW 1998, S. 5f).

Die Erzählerin vermittelt außerdem mittels Symbolen den Eindruck, in vielen Bereichen möglichst den Erwartungen ihrer Umwelt entsprechen und nicht zur Belastung ihrer Mitmenschen werden zu wollen. Das wird klar, wenn sie veranschaulichen will, wie sich ihre Mitbewohnerinnen für sie interessieren. Indem sie sagt, es sei eben *nicht* so, daß die „... sagen äh jetzt kommt (') die schon wieder (.) jetzt erzählt sie wieder einen vom Pferd ...“ (9/31f), wird ihre Befürchtung, abgelehnt zu werden, offenkundig. An anderer Stelle relativiert sie eine abfällige Sprechweise - ihre Schwester habe „die Schnauze voll“ - im Vorhinein durch den Zusatz „auf deutsch gesagt“ (6/32). Sie geht davon aus, daß es in dieser Interview - Situation im Grunde nicht akzeptabel sei, derart lässig zu reden, so daß sie es abschwächt.

(alle Zitate aus Interview I, soweit nicht anders ausgewiesen)

Wenn man sich die Lebensgeschichte von Helene, einer anderen Frauenwohnheim-Bewohnerin anschaut, lassen sich einige Parallelen zu Rosannas Biographie erkennen. Helene erzählt ebenfalls, ihre Kindheit sei schwierig gewesen, sie selbst bezeichnet sie als „nicht gerade rosig“ (66/11). Sie habe als Kind miterleben müssen, wie der Vater die Mutter wiederholt geschlagen habe, was sie schleppend, mit kleinen Pausen, erzählt (vgl. 66/15f). Wie schlimm das für sie gewesen sein mag, kann man auch erkennen, wenn sie von ihrem Sohn spricht, der als kleines Kind oft den Streit zwischen ihr und ihrem Mann habe miterleben müssen und wie sich sein Vater, nachdem er seine Wut nicht an der Mutter habe auslassen können, da sie sich das nicht habe gefallen lassen, in der Wohnung randaliert habe (vgl. 70/17-23). Die Eltern scheinen Helene wenig unterstützt zu haben, sie habe „tun machen lassen (können) was (sie) wollte“ (66/21f) und sei schon als Kind „...irgendwie immer auf (sich) selbst (.) gestellt ...“ (75/15f) gewesen, wie sie traurig, mit leiser weinerlicher Stimme, erzählt. Als Helenes Mutter starb, sei die Familie ganz auseinander gefallen (vgl. 66/29). Ähnlich wenig Unterstützung erlebe nun ihr Sohn von seinem Vater, der auch, wie Rosannas Vater, kaum Interesse an seinem Kind zu haben scheint und nach der Trennung der Eltern den Kontakt habe abbrechen lassen (vgl. 67/29-31 & 77/4). Anders als Rosanna, die ihr Leben vorwiegend positiv darstellt, gesteht Helene sich ein, wie ungünstig sich vieles entwickelt habe. Dafür macht sie jedoch keine konkreten Schuldzuweisungen an bestimmte Personen, sondern die Umstände verantwortlich. Sie betont mehrfach, es sei „nur Pech“ gewesen (vgl. 75/ 3-25). Wie Rosanna ist Helene froh, im Frauenwohnheim Unterstützung zu erfahren (vgl. 74/11-24) und möchte nun gerne - mit ihrem Sohn - in eine eigene Wohnung ziehen (vgl. 74/25) oder auch gerne mit anderen Frauen zusammen wohnen (vgl. 74/27f).

(alle Zitate aus Interview III)

3.5 Zusammenfassung

Es läßt sich feststellen, daß die Problematik der Klientin Rosanna nicht nur sehr komplex, sondern teilweise auch sehr verborgen ist. Themenbereiche, die zu Beginn

der Auseinandersetzung mit der erzählten Biographie als stark gewichtet erschienen, verblasen zunehmend, z.B. die Bereiche 'Arbeit' und 'eigene Wohnung'. Diese Bereiche nehmen, wenn man die Erzählung oberflächlich betrachtet, einen großen Teil ein, vermutlich, da sie für die Klientin emotional relativ harmlos sind und sie sich an schwierigere Themen erst im Verlauf des Interviews - und das nur sehr langsam - heranwagt.

Bei einem Vergleich der beiden Bewohnerinnen-Interviews lassen sich deutliche Parallelen erkennen. Beide Frauen haben in ihrer Kindheit wenig Unterstützung und Förderung erfahren. Heute, als Erwachsene, brauchen beide eine vielschichtige Unterstützung. Neben individueller, persönlichkeitsbildender benötigen sie auch lebenspraktische Hilfen (vgl. 22/30-23/11 & 74/15-22). Was das für die betreuenden Sozialarbeiterinnen heißt, wird im folgenden erarbeitet.

4 Anforderungsprofil für die professionelle Sozialarbeit im Frauenwohnheim

4.1 Vorbemerkung

Vorab sei angemerkt, daß hier kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben wird. Es findet lediglich eine Annäherung an ein Anforderungsprofil für die Sozialarbeit im Frauenwohnheim statt, da einerseits sonst der Rahmen dieser Arbeit gesprengt würde. Andererseits ist kein vollständiges Kompetenzprofil zu erstellen, weil immer Erweiterungen möglich sind. Das Profil wird anhand einer Einzelfallanalyse erarbeitet. Grundlage dafür ist das Interview mit der Sozialarbeiterin Anne B. Alle Zitate beziehen sich auf dieses Interview.

4.2 Vorverständnis

Grundlegende Kompetenzen für die Sozialarbeit werden im Studium der Sozialarbeit vermittelt. Während des regulär siebensemestrigen Studiums sollen die Studierenden befähigt werden, „... individuelle und gesellschaftliche Ursachen sozialer Notlagen wissenschaftlich zu analysieren, methodisch Handlungsmöglichkeiten für die Arbeitsfelder der Sozialarbeit abzuleiten und damit professionell zum Abbau sozialer Benachteiligung beizutragen ...“ (Studienordnung für den Studiengang Sozialarbeit der Fachhochschule Köln 1997, S. 3). Die KlientInnen der Sozialarbeit sollen als selbständige Menschen gesehen werden, die Unterstützung bei der Aktivierung ihres Selbsthilfepotentials zur Entwicklung von Lösungen, die ihre materielle, soziale, gesundheitliche oder psychische Lage verbessern sollen, benötigen. Neben der Hilfe zur Selbsthilfe wird der Prävention große Bedeutung zugeschrieben. Im Studium soll außerdem die Möglichkeit gegeben sein, gesellschaftliche Normen, wissenschaftliche Theorien und Methoden der Praxis kritisch zu hinterfragen und an deren Weiterentwicklung mitzuarbeiten (vgl. ebd.).

Das Ziel der ‘Hilfe zur Selbsthilfe’ oder auch der ‘psycho-sozialen Emanzipation’ der KlientInnen steht in einem Spannungsverhältnis zu einem anderen Ziel der

Sozialarbeit, dem ‘sozialen Funktionieren’ oder der ‘sozialen Anpassung’. Die Verknüpfung beider Zielsetzungen erfordert ein Ausbalancieren zwischen der Bedürfnisbefriedigung Einzelner und deren sozialen Verpflichtung, Anderen das Gleiche zu ermöglichen (vgl. Staub-Bernasconi 1995, S. 106f).

Neben sozialwissenschaftlichen Grundlagen in Soziologie, Politologie, Psychologie und Sozialmedizin benötigen SozialarbeiterInnen rechtswissenschaftliche Grundlagen, insbesondere in Kinder-, Jugend- und Familienrecht sowie in Sozialrecht. Methodische Kenntnisse werden vermittelt und in Seminaren eingeübt. Praktische Erfahrungen sammeln die Studierenden in Praktika und im Projektstudium (vgl. Studienordnung für den Studiengang Sozialarbeit der Fachhochschule Köln 1997, S.10).

Um professionelle Sozialarbeit im Frauenwohnheim zu leisten, muß die Sozialarbeiterin sich sowohl mit allgemeinen und frauenspezifischen Gründen der Wohnungslosigkeit als auch mit frauenspezifischen Problemlagen, wie Gewalterfahrung, sexuellem Mißbrauch, Eßstörungen, Armut etc. befassen. Dazu gehört, im Sinne der o.g. Analyse „... gesellschaftliche(r) Ursachen sozialer Notlagen“, auch die Auseinandersetzung mit Geschlechterrollen und dem gesellschaftlichen Widerspruch zwischen der Gleichberechtigungsforderung im Grundgesetz und den realen Bedingungen, z.B. der geschlechtsspezifischen Ungleichbehandlung im Bildungsbereich und am Arbeitsmarkt (vgl. Gottschall 1995, S.125; Brück et al. 1992, S. 183-207; Collatz et al. 1996, S.5).

Die Benachteiligung von Frauen in der Tradition der Frauenbewegung als strukturelles Problem zu sehen, bedeutet, die bestehenden Herrschaftsverhältnisse zu kritisieren und klassische frauenspezifische Probleme wie z.B. Gewalterfahrung nicht als ein individuelles Problem, sondern als Resultat der ungleichen Machtverhältnisse innerhalb der Gesellschaft zuungunsten der Frauen, zu deklarieren (vgl. Gerhard 1995, S.266-268).

Um der strukturellen Ungleichbehandlung entgegenzuwirken und die feministischen Ziele ‘Gleichberechtigung’, ‘Würde’ und ‘Entscheidungsfreiheit’ für Frauen zu erreichen, haben sich im Laufe der neuen Frauenbewegung seit 1967 und der feministischen Projektarbeit Grundprinzipien herausgebildet, die für eine

feministisch orientierte Sozialarbeit von grundlegender Bedeutung sind: Ganzheitlichkeit, Parteilichkeit und Betroffenheit. Diese Prinzipien sind eher als Grundhaltung zu verstehen denn als in der Praxis verwendbares Instrumentarium. Im Sinne eines ressourcenorientierten Ansatzes bedeutet Ganzheitlichkeit in diesem Zusammenhang, daß die gesamte Lebenssituation einer Frau gesehen wird, d.h. ihre Persönlichkeit - mit ihren Schwächen *und* ihren Fähigkeiten - unter Einbeziehung ihres sozialen Umfeldes. Parteilichkeit und Betroffenheit meinen eine gemeinsame geschlechtsspezifische Erfahrung von gesellschaftlicher Unterordnung. Das bedeutet, den gesellschaftlichen Kontext, in dem Frauen leben, zu berücksichtigen und davon auszugehen, daß das, was einer Frau geschieht, potentiell jeder Frau, also auch der Beraterin, geschehen kann. Die Beraterin setzt sich für die Belange der Frau vorbehaltlos ein und schenkt ihr Glauben. So wird die Frau befähigt, herauszufinden, was ihre Bedürfnisse sind und ermutigt, ihre eigenen Interessen, auch gegen gesellschaftliche Erwartungen, zu vertreten. Diese grundsätzliche Solidarisierung schließt nicht aus, der Frau gegenüber eine kritische Haltung einzunehmen und Grenzen zu setzen. Ebenso ist eine kritische Auseinandersetzung mit *differenten individuellen* Situationen von Frauen dabei unerlässlich (vgl. Brückner 1996, S.33-49).

Ein weiteres feministisches Prinzip ist die antipatriarchale und antihierarchische Grundhaltung. Frauen haben durch die patriarchale und hierarchische Gesellschaftsstruktur Erfahrungen mit vielfältigen Formen von Ohnmacht und Abhängigkeit gemacht. In der Beratungssituation ist auch das Machtgefälle zwischen Klientin und Beraterin zu thematisieren, um nicht neue Abhängigkeiten und Selbstentwertungen der Klientin zu produzieren. Diese schreibt der Beraterin Macht als Expertin für ihre eigenen Probleme zu. Diese Macht gilt es transparent zu machen oder zurückzuweisen und „... eine Beziehungsstruktur zwischen Beraterin und Klientin, die egalitäre Normen und Werte spiegelt“ (Scheffler 1986, S.32), zu fördern. In der Beratungssituation wird das gesellschaftlich tradierte männlich geprägte Wertesystem hinterfragt und werden statt dessen Frauen zu ‘Werte-Geberinnen’ (vgl. Voss 1991, S.266).

4.3 Instrumentelle Kompetenz

Die instrumentelle Kompetenz ist ein wichtiger Teilbereich der beruflichen Kompetenzen von SozialarbeiterInnen. Es ist „... die Beherrschung von Fähigkeiten und Fertigkeiten bis hin zu Verhaltensroutinen und die Verfügbarkeit von Fachwissen“ (Geißler / Hege 1992, S.227). Um in konkreten Handlungssituationen professionell zu agieren, gehört neben der Kenntnis geeigneter Methoden und Verfahren auch die Fähigkeit, sie praktisch umzusetzen. Die gelernten Regeln aus Methoden und Verfahren sollen nicht starr angewandt werden. Sie stellen lediglich ein Grundgerüst des sozialarbeiterischen Handelns dar, das als Orientierung dient. Zugleich bedarf es eines individuellen Einstellens auf den oder die KlientIn und die Situation sowie die Berücksichtigung gesellschaftlicher Zusammenhänge und interaktiver Prozesse. Um berufliche Kompetenz zu erreichen, ist die Verknüpfung von instrumenteller mit sozialer und reflexiver Kompetenz vonnöten (vgl. ebd., S.227-229).

Um gesetzte sozialarbeiterische Ziele mittels methodischem Handeln zu erreichen, bedarf es einer genauen Situationsanalyse, bei der die beteiligten Bezugssysteme berücksichtigt werden. Außerdem ist ein Wissen über institutionell bedingte Faktoren - wie beispielsweise das zugrunde liegende Konzept, Qualitätsentwicklung und rechtlicher Status - unabdingbar. Der Wille und die Fähigkeit zur interdisziplinären Kooperation ist wichtig, um Ressourcen zu bündeln, Erkenntnisse auszutauschen und so die Soziale Arbeit weiterzuentwickeln (vgl. Gabler 1997, S.54).

4.3.1 Fachwissen

Die im Studium vermittelte generalistische Ausbildung ist im Praxisfeld 'Frauenwohnheim' von Vorteil, da das Wissen aus den Bereichen Recht, Methoden und Sozialwissenschaften die Basis für diese frauenspezifische professionelle Sozialarbeit ist.

„... diese ganz klassischen sozialarbeiterischen Kompetenzen die werden hier im (h) im breitesten Maße gebraucht also ganz ganz weit (,) fächert sich das ne (?) und da find ich eben 'ne gute fundierte Ausbildung (,) die also auch sehr breit ist (,) also kein spezieller Bereich (,) wir haben so

unterschiedliche & nach elf Jahren kommen immer noch Situationen wo ich sagen muß hm hatte ich noch nicht (,) da muß ich schon überlegen oder mal mich informieren wie ich denn da jetzt wieder mit umgehen kann (=) Ausländerrecht (,) ach (,) alles mögliche (,) also das find ich 'ne ganz große (k) ganz wichtige Grundlage ...“ (55/9-16)

Rechtskenntnisse aus verschiedenen Teilgebieten, z.B. Sozialrecht, Familienrecht, Ausländerrecht (vgl. 32/7-9 & 55/7-15 & 58/20 & 62/27-29), sind unentbehrlich. Für Gesetzesneuerungen gilt es, offen zu sein und sich kritisch auseinanderzusetzen, wie es die Sozialarbeiterin anhand des Kindschaftsrechts exemplarisch darstellt, indem sie die Vor- und Nachteile aufzeigt und abwägt (vgl. 58/20-59/1).

SozialarbeiterInnen benötigen Kenntnisse vielfältiger Methoden¹⁴, insbesondere Soziale Einzelhilfe, Beratung (vgl. 30/30 & 52/21) und Soziale Gruppenarbeit (vgl. 42/22). Hier gilt zu überprüfen, ob die theoretisch erlernten Methoden der Wirklichkeit, d.h. der Praxis, standhalten und sich als umsetzbar und effektiv erweisen. Die 'Hilfe zur Selbsthilfe' ist dabei das übergeordnete Prinzip. Die KlientInnen sollen so viel Selbständigkeit wie möglich behalten oder erreichen und soviel Hilfe wie nötig erfahren. Welche Art und Intensität von Hilfe geeignet und erforderlich ist, muß nach einer genauen Zielplanung individuell ausgewählt und regelmäßig auf Effektivität geprüft werden. Konkret umgesetzt mag das z.B. ein „... Gedankenanstoß (sein) wo sie [= die Klientin] sich drüber auseinandersetzen kann ...“ (47/13). Die Sozialarbeit, die Anne B. leistet, hat einen 'emanzipatorischen'¹⁵ Charakter' (vgl. 53/31-54/1-10). Sie zielt auf kritische Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Bedingungen, auf Eigenständigkeit und Selbstbestimmung ab.

Sozialarbeit kann nicht losgelöst von gesellschaftspolitischen Bedingungen gesehen und geleistet werden. „Ein politisches Verständnis der sozialen Probleme sollte Teil des Berufes sein und sich in parteinehmender Professionalität der Institutionen und Projekte niederschlagen.“ (Brückner 1993, S.10) Dazu ist es notwendig, Einblick in

¹⁴Hier wird die Auffassung vertreten, daß die klassische Einteilung der Methoden Sozialer Arbeit in Einzelhilfe, Soziale Gruppenarbeit und Gemeinwesenarbeit überholt ist. Vielmehr wurden aufgrund der wachsenden Vielfalt und Komplexität von Problemlagen der KlientInnen vielfältige Methoden, die nicht immer klar voneinander abgrenzbar sind, entwickelt, die die Grenzen der klassischen Dreiteilung auflösen. Häufig ist, um sozialen Problemen professionell zu begegnen, die Integration verschiedener Methoden erforderlich (vgl. Galuske 1999, S.149f).

¹⁵Emanzipation hier im Sinne von „Befreiung unterdrückter, unterprivilegierter und unselbständiger Individuen und Gruppen“ (Oelschlägel 1996, S.163)

gesellschaftliche Zusammenhänge zu haben und gesellschaftliche Veränderungen, z.B. am Arbeitsmarkt, aufmerksam wahrzunehmen. Überdies ist die Aneignung von Wissen über geschlechtsspezifische Sozialisationsprozesse und die Auseinandersetzung mit gesellschaftlicher Benachteiligung von Gruppen, z.B. AusländerInnen, Arbeitslosen oder Frauen, geboten.

„... die Arbeitssituation (hat) sich verändert ... ganz viele Frauen wenn (h) wenn sie dann 'n Job finden bei Zeitarbeitsfirmen arbeiten ne (?) also keine feste Stelle kriegen wo vielleicht noch 'ne Probezeit ist (,) sondern bewußt diese (h) diese (seufzt) Zeitarbeitsfirmen wo dann wirklich die Frauen eingesetzt werden können (,) ohne gefragt zu werden ob sie das wollen oder nicht oder in welchen (=) Bereichen (,) befristet oder wenn man dann dreimal nicht gekommen ist sofort gefeuert werden können also sehr (,) (,) unsichere Arbeitsverhältnisse (,) das wird auch immer mehr ...“ (58/11-18)

Weitere einschneidende gesellschaftliche Veränderungen sind bedingt durch die Zunahme der massen- und multimedialen Einflüsse auf die Menschen. Um Veränderungen der Problemlagen von KlientInnen der Sozialarbeit zu verstehen, darf auch dies nicht unberücksichtigt bleiben. Besonders Frauen unterliegen einem großen Druck, den über die Medien und die Werbung transportierten Erwartungen der Gesellschaft an sie zu entsprechen. Dem zu entsprechen oder zu widersetzen erfordert viel Kraft und Selbstbewußtsein, welches den betreffenden Frauen oft fehlt.

„... das hat nicht (=) nur speziell was mit Frauen zu tun aber mit Frauen ganz besonders find ich ist so dieser ganze (,) mediale Bereich der immer wichtiger wird und immer immer deutlicher wird und wo doch das Frauenbild (=) immer (seufzt) zementierter wird + auch also immer heftiger so (h) so hat 'ne Frau auszusehen und zu (,) sein ... das ist find ich viel rigider noch als früher ... (es) ist'n ganz bestimmtes Frauenbild ganz rigide (,) vorgeschrieben woran Frauen sich orientieren sollen ...“ (61/4-12)

Die Bandbreite des erforderlichen sozialwissenschaftlichen Grundlagenwissens ist ebenfalls umfangreich. Die im Studium gewonnenen Kenntnisse sind unabdingbar. Gleichwohl ist eine theoretische und praxisorientierte Vertiefung und Spezialisierung praxisbegleitend wichtig, um den vielfältigen und komplexen Problemlagen adäquat zu begegnen.

„...ich denke was ganz wichtig ist wirklich so dieses (,) immer wieder weiterlernen und immer wieder auch Ausbildungen und Fortbildungen und Zusatzausbildungen zu (') machen (,) weil sich ja die Situation auch immer wieder verändert und da sich drauf einzustellen ...“ (62/17-20; vgl. auch 28/12-14 & 29/20-22 & 31/3-9 & 32/29-32)

Konkrete Themen, die einer Auseinandersetzung der professionell arbeitenden Sozialarbeiterin im Frauenwohnheim bedürfen, gibt es viele. Im Interview spricht Anne B. einige an. Sie befaßt sich intensiv mit den Themen, die ihr in der Arbeit mit

den Frauen begegnen. Das sind beispielsweise Problemlagen wie eine schlechte bzw. keine finanzielle Absicherung (vgl. 57/3f), die Unselbständigkeit bezüglich der eigenen Versorgung (vgl. 57/5-7), Gewalt gegen Frauen, sexueller Mißbrauch in der Kindheit (vgl. 56/25) und - teils dadurch ausgelöste - psychosomatische Symptomatik wie Eßstörungen, Selbstverletzungen oder Traumatisierungen¹⁶ (vgl. 32/22 & 56/26-30 & 59/2-4). Aufgrund einer intensiven Auseinandersetzung mit dem Thema und ihrer praktischen Erfahrung weiß Anne B., daß psychische Traumatisierungen zu sogenannten 'Lücken' in der Erinnerung führen können (vgl. 39/16-24). Auch aus der Literatur ist bekannt, daß ein großer Teil der Erwachsenen die Mißbrauchserfahrungen in der Kindheit vergißt bzw. sich für eine gewisse Zeit nicht daran erinnert. Erfahrungen können so überwältigend sein, daß sie nicht in das Bewußtsein integriert werden können (vgl. Feldmann-Summers / Pope 1997, S.281; Bass / Davis 1990, S.62).

Das Nichterinnern traumatisierender Erfahrungen ist nicht nur von den Opfern sexuellen Mißbrauchs bekannt. Auch einige Überlebende des Holocausts zeigen dieses Erscheinungsbild. Sowohl jahrzehntelanges Schweigen als auch die erlittenen Traumatisierungen bedingen die Erinnerungslücken (vgl. Rosenthal 1997, S.37). Beiden Phänomenen ist gemeinsam, daß fehlende Erinnerungen aus psychisch nicht zu verarbeitenden Erlebnissen resultieren. Für Professionelle bedeutet dies, aufmerksam Signale wahrzunehmen, die auf ein Trauma hindeuten könnten, aber vorsichtig hinsichtlich der vermuteten Ursache vorzugehen. Neben Mißbrauchserfahrungen können auch etwa Kriegserlebnisse, Eltern-Kind-Trennungen oder der Tod eines nahen Angehörigen Ursache einer Erinnerungslücke sein (vgl. Brunner 1980, S.215).

Rosannas Signal der fehlenden Erinnerung bezüglich Teilen ihrer Kindheit nimmt die Sozialarbeiterin wahr und geht sehr vorsichtig damit um. Sie äußert lediglich eine Vermutung. Die Aufarbeitung dieser Problematik und Einleitung eines Heilungsprozesses wäre ihres Erachtens jedoch die Aufgabe einer Therapie (vgl. 39/26-28).

¹⁶hier (nicht physisches, sondern) seelisches Trauma = Bezeichnung (aus der klinischen Psychologie) für massive emotionale Verletzung und deren psychischen Folgen aufgrund bestimmter einschneidend erlebter Ereignisse (vgl. Brunner 1980, S.215)

Auch mit dem zunehmend größer werdenden Bereich der psychischen Krankheiten, wie Psychosen oder Borderline-Syndromen (vgl. 32/13-17) befaßt sich die Sozialarbeiterin intensiv. Das resultiert sicher daraus, daß in dem Wohnheim, wo sie arbeitet, vermehrt Frauen mit dieser Problematik leben und deshalb spezielles Wissen vonnöten ist. Aber auch in anderen Bereichen, in denen nicht explizit Frauen mit dieser Problematik leben, ist zumindest ein Basiswissen erforderlich, da SozialarbeiterInnen in nahezu jedem Bereich auch Kontakt zu psychisch auffälligen oder kranken Menschen bekommen können.

Seit einigen Jahren ist auch unumgänglich, daß einE SozialarbeiterIn zumindest ein Grundwissen über Methoden und Techniken des Sozialmanagements besitzt, da diese in der Sozialen Arbeit zunehmend Raum einnehmen.

„... Qualitätssicherung Sozialmanagement und diese ganzen Bereiche die wirklich auch kommen (,) daß das einfach sehr viel Zeit (,) und Kraft in Anspruch nimmt und so'n Stück auch von der direkten Arbeit mit den Frauen weggeht ich seh so beide Seiten daß ich das auf der einen Seite wichtig finde (,) so (,) auch nicht so in dieser veralteten Heimstruktur hängenzubleiben ne (?) und schon auch so da auf'm laufenden zu bleiben und auch (h) auch Sachen die vielleicht hilfreich sind (,) zu übernehmen & auf der andern Seite seh ich schon auch so 'ne Gefahr daß das dann sehr bürokratisch alles wird und so dieses was dieses Haus (im Grund?) schon auszeichnet durch diese persönliche Atmosphäre auch was verloren geht ne (?) wenn ich dann auch sehe so alles mit Sprechzeiten und daß das sehr formalisiert wird ...“ (31/27- 32/4)

Unter Sozialmanagement versteht man „... die Übernahme von Organisationskonzepten und Standards aus dem erwerbswirtschaftlichen Produktions- und Dienstleistungssektor ...“ (Drabner 1997, S.7) in bedarfswirtschaftliche Non-Profit-Organisationen. Sowohl die Finanzkrise des Sozialstaates als auch veränderte Ansprüche und Interessen von Trägern und MitarbeiterInnen sozialer Dienstleistungsorganisationen sowie AdressatInnen von Dienstleistungen lösten eine Fachdiskussion über Organisationsentwicklung, Qualitätsstandards und Qualitätssicherung aus. Die Fachwelt ist bezüglich dieser Entwicklung gespalten. Während einige FachvertreterInnen eine größere Effizienz und Professionalisierung sozialer Dienstleistungen erwarten und beobachten, sehen andere eine unüberwindbare Diskrepanz zwischen betriebswirtschaftlichem Denken und sozialarbeiterischen Zielorientierungen (vgl. Galuske 1999, S. 270).

4.3.2 Methodisches Handeln

Die klar erkennbaren, von der Sozialarbeiterin angewandten und teilweise benannten Methoden Sozialer Arbeit sind die Soziale Einzelhilfe, Sozialpädagogische Beratung, Klientenzentrierte Gesprächsführung, Soziale Gruppenarbeit und das Forschungs-verfahren Feldforschung, die im folgenden kurz skizziert und mit konkreten Beispielen belegt werden. Eine Begrenzung der Darstellung auf diese Methoden bedeutet nicht, daß darüber hinaus nicht weitere Methoden von ihr eingesetzt werden.

4.3.2.1 Soziale Einzelhilfe

Die Arbeit der Sozialarbeiterin mit einer Klientin ist vielschichtig. In Gesprächen versucht sie mit ihr gemeinsam herauszufinden, wie sich ihr Leben entwickelt hat und welches Verhalten und welche äußeren Umstände sie in die aktuelle - oft multi-problematische und chaotische - Situation gebracht haben. Häufig geht es „... einfach so um Klärung so des Umfeldes ... und mit der Frau selber so zu gucken warum bin ich darin geraten (?) und wie komm ich da wieder (.) raus ...“ (32/9-11). In einem weiteren Schritt geht es darum, Klarheit über Gefühle, z.B. Ängste, zu bekommen (vgl. 51/25-29) und andere - gesündere - Verhaltensweisen zu erarbeiten und auch einzuüben (vgl. 42/27f & 52/23-31 & 53/2f). Bei Rosanna wird das am Thema Selbstfürsorge, das die Sozialarbeiterin immer wieder anspricht und an ihrer eigenen Person vorbildhaft darstellt (vgl. 41/10 & 47/16f) sowie beim Umgang mit Rosannas Verlustangst, sehr deutlich. Anne B. erarbeitet mögliche Handlungsstrategien, die mit Rosanna zu gegebener Zeit eingeübt würden, beispielsweise das Knüpfen neuer Sozialkontakte außerhalb des Wohnheims, damit ihre Ängste bei einem Auszug nicht derart groß sind, daß sie Rosanna bei der Bewältigung des Alltags behindern (vgl. 52/23-53/3). Auch auf die Gestaltung sozialer Beziehungen, etwa der Bewohnerinnen untereinander, wird Wert gelegt. Kommunikations- und Beziehungsstrukturen werden analysiert und für die Klientinnen transparent gemacht (vgl. 46/29-31 & 47/4-6). Nachdem Verhaltensmuster verstehbar gemacht werden, können neue Umgangsformen und Konfliktfähigkeit eingeübt werden (vgl. 46/7-32).

Dieses methodische Vorgehen verweist auf die 1917 erstmalig beschriebene Methode der Sozialen Einzelhilfe¹⁷, die ein Oberbegriff für verschiedene Konzepte ist, die auf der „... Idee einer strukturierten, planbaren und wissensbasierten Intervention ...“ (Galuske 1999, S.74) basieren. Die Gemeinsamkeiten liegen darin, daß die Hilfe sich an einzelne Personen richtet und der Einfluß von Umweltfaktoren auf die sozialen Probleme nur wenig einbezogen wird. Auch die durch SozialarbeiterInnen intendierte Veränderung im Sinne von Persönlichkeitsentwicklung (vgl. 46/32 & 47/17) bezieht sich hauptsächlich „... auf die Individuen, ihre Kompetenzen, Qualifikationen, Sichtweisen, Verhaltensweisen ...“ (Galuske 1999, S.68). Die Lebenssituation der KlientInnen soll insgesamt verbessert werden.

Grundvoraussetzung für die Klientin, Hilfe annehmen zu können, ist eine vertrauensvolle Beziehung zur Sozialarbeiterin (vgl. 52/22f). Ziel der Einzelhilfe ist eine bessere Balance zwischen Individuum und Umwelt und damit eine Steigerung des Wohlbefindens zu erreichen. Konkret bedeutet dies, Hilfequellen zu erschließen, beispielsweise den Kontakt zu einer Therapeutin herzustellen (vgl. 52/32) oder Informationen darüber, wo Geld- oder Sachhilfen zu beziehen sind, zu beschaffen, und den sozialen Nahraum und Beziehungsnetze umzugestalten, zu erweitern und zu stabilisieren (vgl. 43/22-24; Galuske 1999, S.69).

Die Sozialarbeiterin Anne B. legt Wert auf regelmäßige Kommunikation mit ihrer imaginären Klientin (vgl. 52/21). Ausgeprägte kommunikative Fähigkeiten sind wichtig für eine für den Beratungsprozeß effektive Gesprächsgestaltung. In den Gesprächen übermittelt sie ihr, daß sie sie ernst nimmt und wertschätzt und nicht nur ihre Probleme, sondern auch ihre Fähigkeiten erkennt, fördert und die Klientin selbst dafür sensibilisiert (vgl. 43/19 & 44/1 & 45/3 & 11 & 15f & 47/13 & 49/28). Sie schreibt dem von der Klientin Gesagten Bedeutung zu, selbst wenn diese es abwertet.

„... das ist halt (,) ganz viel durch (,) ähm + (,) durch (,) ja halt daß so Sachen kommen das ist nicht so wichtig oder ist doch egal oder so daß wir ganz stark auf solche (,) Aussprüche immer wieder eingehen und sagen (,) Gott wenn du das jetzt gesagt hast dann ist das auch wichtig und dann müssen wir mal gucken das ist nicht (lacht) egal ob du + jetzt das machst (,) oder das machst was willst du denn jetzt (?) was ist dir denn wirklich wichtig (?) und lernen da wirklich genauer hinzugucken ...“ (48/4-9)

¹⁷synonym verwendbar: der Begriff ‘Einzelfallhilfe’, jedoch Tendenz zum Begriff ‘Einzelhilfe’ (vgl. Galuske 1999, S.64)

Auch in der Einzelhilfe ist, wie insgesamt in der Sozialarbeit, ein normativer Hintergrund zwingend erforderlich, um Zielsetzungen zu erreichen und nicht beliebig zu handeln. Werte, die vertreten werden, sind Ganzheitlichkeit, Wertschätzung, Förderung des Selbsthilfepotentials, ressourcenorientiertes Arbeiten und andere (vgl. Lattke 1961 zitiert in Galuske 1999, S.72), um eine Balance zwischen „Eingriff und Selbstbestimmung sowie Sozialarbeitermacht und Klientenautonomie (zu) gewährleisten“ (Galuske 1999, S.72f). Hinzu kommt der Grundsatz der Kommunikation, der bedeutet, daß das Gespräch zwischen KlientIn und SozialarbeiterIn grundlegend für die Hilfebeziehung ist (vgl. Maas 1966 zitiert in ebd., S.72).

Neben den Gemeinsamkeiten der verschiedenen Konzepte gibt es unterschiedliche Ansätze: den psychosozialen, den funktionalen, den problemlösenden und andere. Der problemlösende Ansatz ist der in Deutschland am meisten rezipierte. In der Arbeitsweise der Sozialarbeiterin Anne B. lassen sich Elemente daraus wiederfinden. Dieses Konzept, daß nicht nur Einzelpersonen, sondern auch Familien einbezieht, beruht auf der Annahme, „... daß das Leben ein problemlösender Prozeß ist ...“ (Galuske 1999, S.70) und Menschen in unterschiedlicher Ausprägung Ressourcen zur Problemlösung zur Verfügung haben. Bei mangelnden Fähigkeiten, Probleme - beispielsweise in der Beziehung zu anderen Menschen - eigenständig zu lösen, ist die Aufgabe des oder der SozialarbeiterIn, Ressourcen zu erschließen und Motivationsarbeit zu leisten (vgl. ebd.).

„... einmal würd ich sie sehr dadrin unterstützen daß sie das überhaupt (‘) benennt (.) (,) daß sie sagt ich hab diese (‘) Verlustangst und die macht mir auch Schwierigkeiten ne (?) also so (,) das würd ich also sehr (,) positiv bewerten daß sie das (=) sieht würd ich sagen (,) find ich toll daß du das so sagen kannst (,) das ist ja mein (=) Gefühl ...“ (51/25-29; vgl. auch Galuske 1999, S.71)

Wie SozialarbeiterInnen nun konkret vorgehen können, zeigt die Einzelhilfe anhand einzelner, definierter Handlungsschritte. Die Phasen werden in unterschiedlichen Ansätzen unterschiedlich benannt, beinhalten jedoch einen ähnlichen Handlungsablauf, z.B. Anamnese, Soziale Diagnose und Behandlung. Wie sich dieses Vorgehen konkret ausgestalten kann, wird am Beispiel des Vorgehens von Anne B. gezeigt. Auf ein weiteres Element der Einzelhilfe - Techniken der Gesprächsführung - wird im Rahmen der Vorstellung der Methode der Klientenzentrierten Gesprächsführung eingegangen und deshalb hier vernachlässigt.

Um effektive Hilfe zu leisten, bedarf es einer systematischen Fall- bzw. Problem-analyse. In der ersten Phase muß die Sozialarbeiterin wachsam und differenziert die Situation oder das Problem wahrnehmen. Neben offensichtlichen Aspekten wie beispielsweise der Trennung von der Familie oder der schwierigen Zeit in der Drückerkolonne sieht Anne B. auch sogenannte blinde Flecken, also Elemente, die Rosanna nicht benennt, etwa, daß sie nichts über ihre Gefühle bei der Trennung sagt oder auch wenig darüber, was sie in der Kindheit vermißt hat (vgl. 35/4 & 9 & 14 & 32f & 39/8 & 42/11). Sie geht hauptsächlich klientinbezogen an den Fall heran, nutzt aber auch Elemente des systemischen¹⁸ Ansatzes, wenn sie beispielsweise die Geschwisterkonstellation oder die soziale Umgebung ihrer Kindheit beschreibt (vgl. 35/13-15 & 37/13-16 & 39/8-15). Schrittweise tastet sie sich an Probleme heran (vgl. 39/16-28) und betrachtet dessen verschiedene Aspekte kritisch, etwa wenn sie es gleichsam erschütternd wie bewundernswert empfindet, „...wie wenig sie [= Rosanna] eigentlich für sich fordert ...“ (36/11f; vgl. auch 43/5-8), aber „...auch ganz gut (da)mit leben (,) (kann) ... (und) weniger unglücklich ...“ (36/13f) ist. Aus ihrer langjährigen Erfahrung schöpfend erfaßt sie Zusammenhänge und setzt sie zueinander in Beziehung (vgl. 46/16-21 & 48/23-29). Um die Situation zu analysieren, beleuchtet sie sie von verschiedenen Blickwinkeln (vgl. 52/9-19), berücksichtigt unterschiedliche Ebenen (vgl. 37/13-38/10 & 43/5-8) und zieht Parallelen zu der Problematik anderer Klientinnen (vgl. 40/11). Sie achtet auch auf Diskrepanzen zwischen verbalen und nonverbalen Aussagen (vgl. 48/5-9). Diese Vorgehensweise ist, angelehnt an den dreiphasigen Hilfeprozess der Einzelhilfe, der Phase der Fallstudie oder Anamnese ähnlich, in der es um Datensammlung und Bewertung des Falles geht (vgl. Galuske 1999, S.73).

Statt einer Sozialen Diagnose, die die zweite Phase des Hilfeprozesses darstellt, bildet die Sozialarbeiterin im vorliegenden Fall Arbeitshypothesen. Mit Vermutungen beschreibt sie ihre Analyseergebnisse (vgl. 37/24 & 38/10f). Grund dafür ist möglicherweise, daß sie die Klientin nicht wirklich kennt und sich kein vorschnelles Urteil erlauben möchte. Vielleicht will sie sich auch in der Alltagspraxis

¹⁸In der Systemischen Sozialarbeit, die sich auf die Systemtheorie bezieht, wird das soziale Problem und die soziale Problemlösung in einem sozialsystemischen Zusammenhang gesehen, d.h die Elemente stehen untereinander, mit dem System und mit der Umwelt in ständiger Wechselbeziehung (vgl. Lüssi 1992, S.56 u. 219f).

nicht unbedingt festlegen, sondern sich eine offene Herangehensweise bewahren. Ein anderer Grund könnte sein, daß sie nicht ihre eigene Wahrnehmung der Klientin überstülpen will, sondern auch deren subjektiver Einschätzung Gewicht beimessen möchte. Das liegt nahe, da sie sie auch - scheinbar ziellos - mit ihren Arbeitshypothesen konfrontiert, um affektive Reaktionen zu provozieren und sich so dem Kern des Problems weiter anzunähern.

„... das ist natürlich was mit den Frauen viel in (‘) Einzelgesprächen gemacht wird wo dann immer wieder so geguckt wird ihnen so widergespiegelt wird daß man sagt (k) daß ich den Frauen auch sage (,) wie ich das erlebt hab und was ich vermute also geb da auch viel Hilfestellung also nicht so dieses ähm (,) sie muß da selber drauf kommen was oft in der Therapie auch so ist aber ich geb schon auch viel (,) meine Interpretation vor so als Hilfestellung (,) gut dann kommt auch oft (,) ne das stimmt überhaupt nicht ob ich dann Recht hab weiß ich nicht oder ob sie das einfach nur nicht annehmen wollen ne (?) (,) aber es ist zumindest ‘n Gedankenanstoß wo sie sich drüber auseinandersetzen kann (,) also das ist so’n Teil der mir in der Arbeit schon wichtig ist (,) um auch was anzubieten so das und das ist aus meiner Sicht (,) kannst du was damit anfangen (?) ...“ (47/8-16)

Aus diesen Arbeitshypothesen entwickelt sie eine Handlungsorientierung, die wiederum lediglich ein Angebot an die Klientin darstellt. Es wird gemeinsam überlegt, ob es das richtige für sie und das Veränderungstempo angemessen ist.

„... das (‘) ernst zu nehmen und auch mit ihr zu besprechen fänd ich in so’ner Situation (,) wichtig zu sagen jetzt (h) jetzt überforder dich nicht (,) (=) direkt denn das ist ja nun auch ‘n Leben was sie überhaupt nicht kennt sie hat ja nie ganz alleine gelebt (,) und daß man dann auch wirklich gut mit ihr so guckt wie kann sie sich entweder ‘n gutes (‘) Netz schaffen wenn sie alleine lebt daß sie auch Leute hat wo sie hingehen kann die besuchen kann daß das auch so ‘n Stück vorbereitet wird und daß sie das jetzt schon angeht (,) ne (?) (,) oder es ist wirklich auch (h) ‘n viel zu großer Schritt ...“ (43/19-26; vgl. auch 42/17-19)

Die Handlungsorientierung entspricht der dritten Phase, der Behandlung. Die Instrumente sind ‘helfende Beziehung’ und in ihr das Gespräch. Im Gespräch wird auf die Klientin und gegebenenfalls auf andere Personen, wie Familienmitglieder, eingewirkt. Hinzu kommt die Erschließung von Hilfsquellen, etwa Bezug materieller Leistungen. Diese Phasierung des Hilfeprozesses dient lediglich als grobe Orientierung in der Einzelhilfe. Ein individuelles Vorgehen bleibt unabdingbar (vgl. Galuske 1999, S.74).

Die Systematik der Anne B. stellt eine konkrete Anwendung dieser Methode dar. Es ist eine Möglichkeit, der Unterschiedlichkeit und Komplexität der Problematiken der Bewohnerinnen gerecht zu werden und möglichst viele Aspekte bei der Planung des Hilfeprozesses zu berücksichtigen und einfließen zu lassen.

Zu dieser Methode, die nicht spezifisch für Bewohnerinnen eines Frauenwohnheims ist, sondern in vielen Bereichen der Sozialarbeit Anwendung findet, kommt die Besonderheit der aktuellen Lebenssituation hinzu. Die Frauen, die in einem Wohnheim leben, sind oft nicht in der Lage, ihren Alltag selbst zu strukturieren. Die Sozialarbeiterin muß viel Unterstützung bei dieser Strukturierung sowie pragmatische Hilfe bei alltäglichen Schwierigkeiten geben. „... es wird zusammen (=) überlegt (,) wann ist dein Amt (?) wann muß du das machen (?) ...“ (45/8f)

Das Zusammenleben in einer großen Gruppe bedeutet auch immer die Schwierigkeit, eine Balance zu finden zwischen der Einordnung in den Gruppenalltag mit Unterordnung unter das Gruppenziel und dem Bedürfnis, individuell genügend wahrgenommen und anerkannt zu werden (vgl. 46/21-26 & 42/22-25). Frauen, die aus verschiedenen Lebenszusammenhängen kommen, treffen im Wohnheim aufeinander und leben teils unfreiwillig mit viel Nähe zusammen, so daß Spannungen und Konflikte nicht ausbleiben. Die Aufgabe der Sozialarbeiterin ist, zu vermitteln und zu deeskalieren (vgl. 46/29-32).

4.3.2.2 Sozialpädagogische Beratung

Die Arbeitsweise der Anne B. beinhaltet auch die Sozialpädagogische Beratung. Sie reflektiert Aspekte der Vergangenheit der Klientin (vgl. 42/1f & 46/4-7), plant mit ihr die Zukunft (vgl. 43/23-25), zeigt mögliche Alternativen für ihr Vorgehen auf (vgl. 43/27-33 & 44/20) und erarbeitet gemeinsam mit ihr dafür Ideen.

„... was können wir denn jetzt machen (?) wie können wir das so gestalten daß das einigermaßen (.) erträglich wird (?) was können wir tun (?) was kannst du dafür tun (?) welche Schritte können wir gehen (?) das ist dann schon so 'n Übungsfeld wie sie das später auch machen kann mit irgendwelchen Ritualen (lacht) oder Abschiedszeremonien + oder welche Kontakte kann man jetzt schon herstellen damit dann schon was anderes da ist (?) z.B. zu 'ner Therapeutin oder 'ner Betreuerin von außen oder von der Gruppe oder so ...“ (vgl. 52/27-32)

Sie bietet ihr eigene Interpretationen als Hilfestellung an (vgl. 47/11 & 48/21-23) und ermuntert sie auch zum Lernen am Modell, d.h. sich anzuschauen, wie sich andere - anscheinend stärkere und eigenständigere Frauen, beispielsweise die Betreuerinnen im Wohnheim - verhalten (vgl. 59/24-28). Indem die Sozialarbeiterin die Klientin darin unterstützt, sich in kleinen, zu bewältigenden Schritten einem Problem

anzunähern (vgl. 51/25-52/3) und Verhaltensveränderungen auszuprobieren und einzuüben (vgl. 53/3), schützt sie sie auch vor Überlastung (vgl. 43/20-26; vgl. auch Galuske 1999, S.159).

Sozialpädagogische Beratung, die ihren Ursprung Mitte der 70er Jahre hat und die auch SozialarbeiterInnen leisten, setzt sich ab von Alltags-Beratung durch die Festlegung des Kompetenzbereichs auf Problemgruppen oder regionale Einheiten, in denen SozialarbeiterInnen für jegliche Problemlagen primär zuständig sind. Bei dieser Methode wird die Vielfalt der Beratungsformen und AdressatInnengruppen berücksichtigt. Eine spezifische Handlungsintention meint, daß SozialarbeiterInnen die Techniken der Konflikt- und Krisenbewältigung, über die KlientInnen latent verfügen, aktivieren helfen und dabei gesellschaftliche Bedingungen berücksichtigen müssen. Diese Form der Beratung ist alltagsorientiert im Sinne von Alltag als „... Schnittpunkt gesellschaftlicher Strukturen und individueller Biographie, quasi als konkrete Verdichtung gesellschaftlich fundierter Erfahrungen im Fokus des vorfindbaren Lebensarrangements ...“ (Galuske 1999, S.157). Gesellschaftlich bedingte Konflikte, Sinnkonstruktionen und -verluste spiegeln sich im Alltag und Alltagshandeln der Individuen und in ihren sozialen oder psychologischen Problemen wider. Das Alltagshandeln der KlientInnen und damit auch gewohnte Bewältigungsstrategien gilt es wahrzunehmen und zunächst zu akzeptieren, obgleich eine kritische Haltung - beispielsweise bezüglich vermeintlich erfolgreicher Strategien mit negativer Auswirkung auf andere Mitglieder des sozialen Systems - geboten ist. „Alltagsorientierte Soziale Arbeit hat sich folglich in der Balance zwischen Akzeptanz von Alltagsroutinen und Offenlegung, Kritik, Veränderung von borniertem Alltag zu bewähren.“ (ebd., S.158)

Die Gestaltung Sozialpädagogischer Beratung kann sehr unterschiedlich sein. Das Problem und die Lebensumstände bestimmen die Vorgehensweise. Die Methode ist wichtig, aber nachrangig. Nach Erstellung einer Diagnose konkretisiert sich die Hilfe durch Erschließung materieller Ressourcen, Hilfe bei der (Neu-) Gestaltung sozialer Beziehungen, Vermittlung von Einsicht in ungesunde oder unsoziale Verhaltensweisen und deren Training unter Berücksichtigung alltäglicher Kontexte wie Gruppen und Gemeinschaften (vgl. ebd., S.159f).

Die Sozialpädagogische Beratung nutzt Methoden und Vorgehensweisen aus klassischen Therapieformen und Beratungskonzepten. Auch die interviewte Sozialarbeiterin praktiziert viele unterschiedliche Techniken (vgl. 49/13f).

4.3.2.3 Klientenzentrierte Gesprächsführung

Die Technik der Klientenzentrierten Gesprächsführung bezieht die Sozialarbeiterin Anne B. in ihr methodisches Arbeiten ein (vgl. 48/18f). Die grundlegenden Prinzipien dieses Ansatzes - Positive Wertschätzung (vgl. 43/19 & 44/1 & 46/13-19 & 48/7), Echtheit (vgl. 36/26f) und Einführendes Verstehen (vgl. 36/23f & 31f) - als Haltung der Sozialarbeiterin gegenüber der Klientin sind Voraussetzung eines gelingenden Beratungsprozesses. Mit Hilfe verschiedener Techniken zur Gesprächsgestaltung, z.B. aufmerksames aktives Zuhören oder dem Verbalisieren der Klientingefühle (vgl. 47/7), wird ihr die Grundhaltung der Beraterin verdeutlicht. Wenn die Klientin von der Vergangenheit redet, versucht die Beraterin - gemeinsam mit ihr - herauszufinden, was das Vergangene aktuell für die Klientin bedeutet, also die Betonung des von Rogers beschriebenen sogenannten 'Hier-und-Jetzt-Prinzips' (vgl. Weinberger 1994, S.151; Galuske 1999, S.163-170).

„... ich arbeite hier mit den Themen die die Frauen jetzt heute hier einbringen wo man auch immer mal wieder gucken kann kennt sie das irgendwoher (?) ist ihr das vertraut (?) erzähl doch mal von (h) von früher und die meisten erzählen auch gerne von sich von früher was (,) (lauter) wobei wir das dann oft an der Stelle auch so stehen lassen + vielleicht daß wir dann sagen aha und das war so und daß du dann heute so reagierst ist ja ganz verständlich aber dann immer wieder (,) oder kann man besser einordnen jetzt (,) aber das immer wieder auf die jetzige Situation beziehen also nicht in der Vergangenheit (=) bleiben sondern immer wieder gucken und was jetzt (k) weil es ist ja nun (der Teil?) Erwachsenenarbeit und was kannst du jetzt damit machen ...“ (41/31-42/8)

Das von Rogers in den 40er Jahren entwickelte und seitdem weiterentwickelte Therapiemodell der Klientenzentrierten Gesprächsführung, das er aus seiner Persönlichkeitstheorie abgeleitet hat, fand auch in der Beratungspraxis eine weite Verbreitung. Der Leitgedanke in diesem Modell beschreibt ein in jedem Menschen angelegtes Selbstheilungspotential, das jedoch in manchen Fällen gezielter Unterstützung bedarf, um für die Bewältigung von Schwierigkeiten aktiviert werden zu können. Um die Selbsthilfekräfte zu fördern, ist es vonnöten, eine Vertrauensbeziehung zwischen BeraterIn und KlientIn aufzubauen und die Person, nicht die

Probleme, in den Mittelpunkt der Beratung zu stellen. Die Beratung erfolgt nicht-direktiv, d.h. der oder die BeraterIn hält sich mit Problemdefinitionen, Wertungen und Informationen zurück. Statt dessen gibt der bzw. die BeraterIn dem oder der KlientIn durch die Gestaltung der Beratungssituation Raum, über seine bzw. ihre Gefühle, Wünsche und Ziele zu sprechen und auf diesem Wege Klarheit darüber zu erlangen (vgl. Galuske 1999, S.163-170).

4.3.2.4 Soziale Gruppenarbeit

Abgesehen von der alltäglichen Situation, in einer Gruppe - im vorliegenden Fall mit elf Frauen bis zu drei Jahren - zu leben, was aufgrund der Unterschiedlichkeit der Frauen und der daraus resultierenden Konflikte zuweilen die Intervention einer Sozialarbeiterin erfordert, findet auch regelmäßig Soziale Gruppenarbeit statt. Thematisiert wird sowohl der organisatorische Ablauf des Wohngruppenalltags als auch einzelne Aspekte sozialer Beziehungsgestaltung, beispielsweise das Spannungsverhältnis von Nähe und Distanz zwischen einzelnen Bewohnerinnen (vgl. 47/20-33). In der Gruppe können die Klientinnen sich im Kontakt mit anderen erleben und ausprobieren und Beziehungsstrukturen und -dynamiken reflektieren und verändern. Im Gruppengeschehen kommen auch Themen der Kindheit zur Sprache, beispielsweise, welchen Platz bzw. welche Rolle eine Frau in der Gruppe einnimmt. Das Thema der Platzfindung taucht wiederholt auf, da die Gruppe nicht geschlossen ist, sondern von Zeit zu Zeit Teilnehmerinnen gehen und neue hinzu kommen (vgl. Klein 1996, S.32).

„... in der Gruppenarbeit kommen halt immer ganz viele Themen von früher also das wird immer ganz deutlich (.) Eifersüchteleien welchen Platz hab ich in der Familie gehabt (?) welchen hab ich jetzt hier (?) wie werd ich gesehen (?) was hol ich mir von den Sozialarbeiterinnen (?) was hol ich mir nicht (?) ne (?) oder (.) so das sind so die Themen die immer wieder da sind ...“ (42/22-26)

Die Soziale Gruppenarbeit, die sich seit den 20er Jahren fortwährend weiterentwickelt, entstammt unterschiedlichen Traditionen, u.a. der Jugendbewegung, der Reformpädagogik und der Gruppendynamik. Gemeinsam liegt ihnen die Auffassung zugrunde, daß die Gruppe ein „Sozialisations- und Erziehungsmedium“ (Galuske 1999, S.77) darstellt, in dem soziales Lernen stattfindet. Der Struktur und Dynamik von Gruppen wird ein besonderes Kräftepotential zugeschrieben. Dieses wird im günstigen Fall für die Anliegen des Einzelnen und der Gruppe genutzt. Auch der

Einfluß gesellschaftlicher Prozesse auf Einzelne und soziale Systeme sowie deren umgekehrte Wirkung wird berücksichtigt. Die Auseinandersetzung mit einem Sachthema ist dabei von wesentlicher Bedeutung (vgl. ebd., S.77-86). Auf handlungsleitende Prinzipien, Phasenverläufe, Techniken und Verfahrensweisen wird aufgrund der marginalen Thematisierung dieser Methode im Interview mit Anne B. hier nicht eingegangen.

4.3.2.5 Feldforschung

Die offene Herangehensweise der Sozialarbeiterin an die Problematik ihrer Klientinnen hat einen forschenden Ansatz und weist Gemeinsamkeiten mit der Feldforschung - einem qualitativen Verfahren - auf. Sie weicht jedoch in mindestens zwei Punkten von der 'reinen Lehre' ab. Der Untersuchungsgegenstand verbleibt zwar in seinem natürlichen Umfeld, dem Wohnheim, aber einerseits begibt die Sozialarbeiterin sich nicht erst ins Feld, um Forschung zu betreiben. Ihr regulärer Arbeitsplatz ist dort. Sie leitet als Sozialarbeiterin dort eine Wohngruppe. Deshalb fällt in ihrem Fall auch die Phase der Herstellung des Feldkontaktes weg. Ein Vertrauensverhältnis zu den Klientinnen, dem Forschungsgegenstand, besteht bereits. Andererseits ist die Sozialarbeiterin nicht nur teilnehmende Beobachterin, sondern hat in der Beziehung zur Klientin auch eine betreuende, teils sogar kontrollierende Funktion, wenn es sich beispielsweise um die Verweigerung der Mitwirkung bei pädagogischen Maßnahmen seitens der Klientin handelt, die - je nach Konzept der Einrichtung - Voraussetzung für die Hilfemaßnahme ist (vgl. auch Mayring 1996, S.39-42).

Wie sich das forschende Vorgehen - von den genannten Problemfaktoren abgesehen - konkret gestaltet, wird im folgenden exemplarisch verdeutlicht. Die Darstellung einer konflikthaften Beziehung zwischen zwei Bewohnerinnen (vgl. 46/8-32) zeigt, wie nah die Sozialarbeiterin der „Innenperspektive der Beteiligten“ (Mayring 1996, S.40) kommt. Sie beobachtet das Geschehen und wertet das so gesammelte Material aus, indem sie aus ihrem Erfahrungsfundus schöpft und es mit Erlebnissen und Problemstellungen anderer Bewohnerinnen in Beziehung setzt. Sie beobachtet genau und

beschreibt, wie das Oberflächenphänomen des Konfliktes aussieht und zieht Rückschlüsse.

„... wenn dann Frau X mit Frau Y befreundet ist und kriegt mit der auf einmal Streit dann ist das was ganz existentielles & da geht es nicht darum daß die (,) was weiß ich (,) ihre Kaffeetasse benutzt hat sondern die tut mir jetzt was an oder kündigt mir ihre Freundschaft auf & das wird oft auch sehr sehr (,) tiefgreifend erlebt so ganz normale Konflikte wo man erst denkt mein Gott was für'n Kinderkram was streiten die sich denn über sowas (?) wo dann aber deutlich wird wie (,) (h) wie tief das alles sitzt (,) wie kränkbar die Frauen auch sind an dieser Stelle ...“ (46/12-19)

Teilnehmende Beobachtung zeigt sie auch an anderer Stelle deutlich, an der sie die Kontaktaufnahme, Beziehungsgestaltung und -beendigung zweier Bewohnerinnen beschreibt.

„... das sind so Erfahrungen die wir machen daß die Frauen manchmal (,) die kennen sich drei Tage und dann ist das auf einmal die beste Freundin und wir machen jetzt alles zusammen (,) und der Wunsch nach so Symbiose und so vollkommen-darin-aufgehen nur noch umarmt (,) hier durch die Gegend laufen und wenn dann nach zwei Wochen dann der große Crash kommt dann ist es aber auch (,) wirklich vorbei und dann ist es so die (=) Letzte (,) wo da so die Zwischentöne und so 'ne langsame Annäherung und gucken (,) paßt die eigentlich wirklich zu mir (?) haben wir auch was gemeinsam (?) außer so diesen (lacht) (=) Wunsch nach Nähe ...“ (47/21-29)

Die Offenheit, die in der Feldforschung wie in anderen Forschungsmethoden zwingend erforderlich ist, zeigt sich bei der Sozialarbeiterin auch an ihrer Herangehensweise an das narrative Interview mit der Bewohnerin. Sie setzt sich bereitwillig mit dem ihr unbekannten Forschungsverfahren auseinander (vgl. 34/6-19).

4.3.3 Andere instrumentelle Kompetenzen

Da die sozialen Problemlagen der Bewohnerinnen oft kein individuelles, sondern ein strukturelles Problem darstellen (vgl. 55/33), ist eine Vernetzung mit anderen Institutionen und die Einrichtung von frauenthemenspezifischen Arbeitskreisen und Projekten - z.B. gegen Männergewalt (vgl. 61/17f) - angebracht, „... um nicht das Gefühl zu haben ... immer nur (,) an ... Symptomen rum(zudoktern) ...“ (56/1f), sondern auch gesellschaftspolitisch Einfluß nehmen zu können. Ebenso wichtig ist es, sich dafür einzusetzen, daß neben konfessionell gebundenen Einrichtungen auch autonome Frauenhäuser - die zunehmend davon bedroht sind, die staatliche

finanzielle Unterstützung zu verlieren (vgl. Oestreich 2000, S.7) - existieren, um Frauen-Sozialarbeit mit unterschiedlicher Schwerpunktsetzung anbieten zu können.

„... die ganzen (‘) Frauenprojekte die auch sehr (,) auf der einen Seite die nicht staatlich geförderten Frauenprojekte die auch sehr wichtig sind weil sie sich ‘n Stück (,) ähm (,) Autonomie und (,) Eigeninitiative auch bewahrt haben und sich so’n bißchen absetzen können & dadurch daß sie autonom sind aber (,) daß grad in diesem Bereich immer dann wenn nicht soviel Geld da ist die auch immer wieder bedroht sind (,) in ihrer Existenz (,) daß die einfach (k) daß das wichtig ist daß es die (‘) gibt (leiser) daß die weiter gefördert werden denn diese unabhängigen Stellen find ich + (,) braucht man neben den etablierten und institutionellen Stellen wie wir eine sind & wirklich ‘n autonomes Frauenhaus oder ‘ne autonome Beratungsstelle (,) find ich ganz wichtig daß auch so’n Netz da ist und daß einfach (,) die gute Arbeit die da geleistet worden ist auch gesehen wird und anerkannt wird (,) und auch gefördert wird ne (?) ...“ (62/1-12)

Auch im Rahmen von Öffentlichkeitsarbeit kann die aktuelle Situation von Frauen durch Informationen über deren Rechte und die - teils nicht bekannte - Existenz von Fraueneinrichtungen verbessert werden. Die Enttabuisierung von häuslicher Gewalt ist dabei einer der Themenschwerpunkte. Durch Aufklärung der Bevölkerung über soziale Belange können Vorurteile abgebaut und dadurch Einstellungsänderungen bewirkt und die gesellschaftliche Situation von Frauen verbessert werden (vgl. Puhl 1996, S.418).

4.4 Soziale Kompetenz

Es bedarf sozialer Kompetenzen, um instrumentelle umzusetzen. Soziale Kompetenz meint das individuelle empathische Einlassen auf Bedürfnisse und Anforderungen von KlientInnen, „... dieses auf die Frauen eingehen können verstehen können was (k) wodrum es ihnen geht ...“ (30/28f; vgl. auch 51/29-31) ohne Vernachlässigung der Distanz, die die Rolle erfordert (vgl. 51/8f). Obwohl langjährige Berufspraxis in einem Arbeitsfeld mit schwierigen und emotional besonders belastenden Problemlagen die Gefahr birgt, diese nicht mehr an sich heranzulassen und ‘abzustumpfen’, hat sich die Sozialarbeiterin Anne B. ein sensibles Wahrnehmungsvermögen erhalten (vgl. 40/12 & 43/15-19). Die Fähigkeit zu Positiver Wertschätzung zeigt sich in ihrer eindeutig akzeptierenden Haltung gegenüber Rosannas ambivalenten Gefühlen bei der Überlegung, allein oder mit anderen zusammen wohnen zu wollen (vgl. 43/31-44/6; vgl. auch 40/26-31 & 43/19 & 48/7). Die Hilfe, die sie anbietet, ist pragmatisch und zukunftsorientiert (vgl.

44/25f & 52/28-53/3). Um einer Klientin Halt und Unterstützung zu geben, erachtet die Sozialarbeiterin es außerdem als zwingend erforderlich, selbst psychisch gefestigt zu sein (vgl. 49/6f & 51/14-16).

Um sozial kompetent zu sein, bedarf es auch der Reflexion aktueller Erfahrungen, die schon in der Ausbildungssituation ansatzweise erprobt werden kann, z.B. anhand der Bearbeitung von Kommunikationsstörungen und Beziehungskonflikten in Seminaren oder der Auseinandersetzung mit Rollenverteilungen und Sachzwängen. Die soziale Kompetenz in Interaktionen muß ergänzt werden um die Reflexion der sozialarbeiterischen „... Praxis als Bestandteil gesellschaftlicher Strukturen und gesellschaftlicher Prozesse ...“ (Geißler / Hege 1992, S.234), da gesellschaftliche Bedingungen sowie politische und ökonomische Entscheidungen den Rahmen für sozialarbeiterisches Handeln setzen. Sozialarbeit kann nicht losgelöst davon betrachtet werden (vgl. ebd., S.232-234).

Neben der Beziehungsgestaltung und dem individuell abgestimmten Handeln in Situationen bedarf es der Auseinandersetzung mit beruflichen Paradoxien, d.h. der Bewußtwerdung von Schwierigkeiten der Vereinbarkeit von divergierenden Interessen von z.B. KlientIn und Institution (vgl. Gabler 1997, S.54). Beispielhaft dafür ist die Ambivalenz der Anne B. bezüglich der Diskrepanz zwischen Neuerungen in der Heimstruktur und ausreichend intensiver Arbeit mit ihren Klientinnen. Sie reflektiert dieses Dilemma und wägt Vor- und Nachteile kritisch ab (vgl. 31/18-32/30).

Kommunikationsfähigkeit, Teamfähigkeit, die Herstellung von Rollenklarheit (vgl. 41/27-29) sowie eine transparente Arbeitsweise (48/31-49/1) sind weitere Aspekte sozialer Kompetenz (vgl. Gabler 1997, S.54).

4.5 Reflexive Kompetenz

Ein weiterer Aspekt professioneller Sozialarbeit ist das Bewußtsein um Anteile, die in der eigenen Person begründet sind und den Kontakt oder die Beziehung zu den KlientInnen beeinflussen. Die kritische Auseinandersetzung mit den Motiven und der

Zielsetzung der Berufswahl ist dabei von besonderer Bedeutung. Wenn die tatsächliche Motivation des oder der SozialarbeiterIn nicht mit der selbst vermuteten und nach außen getragenen übereinstimmt oder gesteckte Ziele idealistisch überhöht und unerreichbar sind, besteht im Laufe der Berufsjahre die Gefahr des Ausgebranntseins, das sich in abnehmender Leistungsfähigkeit und zunehmender Unzufriedenheit im Beruf äußert (vgl. Geißler / Hege 1992, S.231; Edelwich 1984, S.11-14; Windemuth 1996, S.19).

Die Sozialarbeiterin Anne B. schildert neben der Änderung ihrer Motivation von einem „... karitativen ... in so'n (=) sozialkritisches Engagement ...“ (27/14-19) auch Kolleginnen, an deren Arbeitsstilen sie ihren eigenen orientiert hat und macht so ihren Standpunkt und Blickwinkel deutlich (vgl. 28/29f-29/1 & 32/23f). Die Bedeutung der Sozialisation für die eigene Sichtweise veranschaulicht sie anhand Rosannas Internats- Erfahrungen in einer katholischen Institution. Bei der Interpretation der dort geleisteten Betreuung berücksichtigt sie auch ihre eigenen ähnlichen Erfahrungen.

„... sie hat ja wirklich (,) durch diese Zeit in diesem Internat und im Heim und mit den Schwestern (,) hat sie ja schon viele verschiedene Arten von Betreuung und Unterstützung (,) kennengelernt und (k) also ich (=) hör auch so raus so wie sie das schildert das ist auch das was ich von mir selber so & wie gesagt ich war auch auf 'ner Klosterschule (leiser) halt nicht im Internat aber in so 'ner Schule zumindestens + (,) was ich auch so kenne daß da viel Betreuung und Unterstützung stattfindet aber auf 'ne sehr (,) ähm (,) unreflektierten Art und (,) so dieses helfen wir helfen jetzt so (,) das hör ich bei ihr auch so raus daß sie das auch ganz gut so verinnerlicht hat (,) und auch so'n Stück ich muß auch dankbar dafür sein (,) das hört man sehr stark & das ist in diesem kirchlichen Bereich auch so'n Stück .. ich bin froh daß ich das (=) darf und daß mir das gegeben wird das gehört da so (lacht) mit dazu daß man sich + dankbar erweist und das hat sie heute noch also daß sie sagt das ist ja toll daß sie hier Unterstützung kriegt (lauter) ich nehm ihr das auch 'n Stück ab aber es ist auch 'n Stück angelernt + (,) denk ich mal ...“ (53/17-30)

Anne B. ist sich auch über ihre Funktion, ein Vorbild oder Rollenmodell für die Bewohnerinnen zu sein, im klaren. Ebenso reflektiert sie die Bedeutung der eigenen Geschlechtszugehörigkeit für diese Art von Sozialarbeit (vgl. 59/17-28).

Reflexive Kompetenz in der Sozialarbeit meint eine kritische Aufarbeitung der eigenen Persönlichkeitsanteile, die sich auf den KlientInnenkontakt auswirken und das individuelle Moment einer professionellen Interaktion oder Beziehung zwischen KlientIn und BeraterIn ausmachen. Das konkrete Handeln des oder der SozialarbeiterIn geschieht immer vor dem Hintergrund der eigenen Entwicklung und erfordert folglich eine bewußte Integration der prägenden lebensgeschichtlichen

Aspekte in das berufliche Selbstbild und Handeln. Der Erwerb reflexiver Kompetenz ist im Studium nur marginal möglich und bleibt weitgehend der Praxis vorbehalten. Im Rahmen von berufsbegleitender Supervision können - und sollten, um den KlientInnen gerecht zu werden - Probleme, die aus der persönlichen Biographie erwachsen, aufgearbeitet werden (vgl. Geißler / Hege 1992, S.229-232).

Neben Supervision (vgl. 50/28) kann sich die Sozialarbeiterin auch über kollegiale Beratung (vgl. 50/23f), Zusatzausbildungen und Fortbildungen (vgl. 30/32 & 31/4 & 51/2 & 13) Unterstützung bei der Bewußtwerdung der subjektiven Eigenanteile holen. Sie hat dadurch die Möglichkeit ihren Blickwinkel zu hinterfragen und ihre Kompetenzen zu erweitern. Anne B. zeigt eine kontinuierliche Lernbereitschaft (vgl. 28/13f & 29/20-22 & 32/29-32 & 62/17-20), beispielsweise bezüglich neuer Problemlagen (vgl. 58/4-11 & 59/2-4) und neuer Gesetze (vgl. 58/19-59/1), und erschließt sich ständig Themen - wie Borderline, Mißbrauch oder Eßstörungen (vgl. 29/20-22) - neu, um sich zu spezialisieren.

Um die Kompetenzen von SozialarbeiterInnen weiter zu verbessern, wünscht sich Anne B. eine Begleitung bei dem Berufseinstieg seitens der Fachhochschule (vgl. 63/12). Ein intensiverer Austausch zwischen PraktikerInnen und TheoretikerInnen, etwa auch durch Referate von PraktikerInnen an der Fachhochschule, würde ihres Erachtens zur Professionalisierung von SozialarbeiterInnen beitragen (vgl. 63/15-31).

Die Bestimmung eigener Kompetenzen, eine Zuordnung zu und Abgrenzung von Aufgaben sowie die Fähigkeit, die Grenzen der Arbeit zu erkennen (vgl. 41/27f & 51/10) sind weitere wesentliche Aspekte der reflexiven Kompetenz. Die Fähigkeit, Prozesse zwischen Professionellen und KlientInnen sowie der eigenen Funktion innerhalb der beschäftigenden Institution zu analysieren, gehört außerdem dazu (vgl. Gabler 1997, S.54).

Um die - teils sehr belastenden - Probleme und Lebensgeschichten der Klientinnen zu verarbeiten, sich abzugrenzen und die für die Arbeit notwendige professionelle Distanz zu wahren, ist es wichtig, auf die eigene Psychohygiene¹⁹ zu achten.

¹⁹ Psychohygiene hier im Sinne von 'seelischem Gesundheitsschutz', dem in belastenden Berufen eine besondere Bedeutung zukommt (vgl. Windemuth 1996, S.8f)

„... wie kann ich auch (,) wirklich gut die Sachen dann auch hier lassen das so zu lernen und das nicht mit nach Haus zu nehmen wirklich so auch meine Grenzen ... damit so zu lernen zu sagen das ist ihr's das gehört der Frau und das ist mein Part (,) und das auch wirklich auseinanderzuhalten & nicht so mir die Verantwortung da reinzuziehen ich bin jetzt die Allmächtige die das alles (,) (') regeln muß (,) mitleidet (,) (leiser) da nütz ich mir nicht + und das jetzt wirklich auch nicht nur so zu sagen sondern auch zu verinnerlichen ...“ (51/5-13)

Dafür hat Anne B. verschiedene Strategien entwickelt. Sie erachtet es als wichtig, sensibel für sich selbst zu bleiben - beispielsweise zu spüren, ob ihr die Arbeit Freude macht (vgl. 33/16f) und ihr die Arbeitsbedingungen zusagen (vgl. 33/2-10) - und darauf zu achten, daß es ihr im Privatleben gut geht und sie selbst psychisch stabil ist (vgl. 51/13f & 49/6f). Der Austausch mit Kolleginnen, teils außerhalb der eigenen Institution, nimmt dabei ebenfalls einen hohen Stellenwert ein (vgl. 50/23-28 & 51/1-5). Auch die von ihr selbst 'unqualifiziert' genannten Gespräche mit Kolleginnen - „... hinter der Türe einfach mal ablästern und schimpfen oder mal sagen die hat 'se doch nicht mehr alle ...“ - (50/26f) entlasten sie nach schwierigen Klientinnengesprächen und geben ihr wieder Energie für die weitere Arbeit.

4.6 Der feministische Aspekt in der Sozialarbeit²⁰

Eine Sozialarbeiterin, die gesellschaftsstrukturelle und politische Bedingungen sowie die Benachteiligungen von Frauen reflektiert und ein entsprechendes Bewußtsein in ihre Alltagspraxis integriert, benötigt zusätzlich zu den beschriebenen Berufskompetenzen in der Frauenarbeit einen besonderen Arbeitsansatz. Strukturell bedingte Probleme von Frauen werden als solche wahrgenommen und benannt. Einen aus der Annahme der strukturellen Benachteiligung von Frauen abgeleiteten Arbeitsansatz hat die Sozialarbeiterin Anne B. beispielsweise in ihrer Zusatzausbildung 'Frauenspezifische Beratung und Sozialtherapie' kennengelernt (vgl. 31/4f & 48/19f).

Ein Beispiel einer feministischen Fortbildung ist die 'Frauenspezifische Sozialtherapeutische Fortbildung' für Beraterinnen und Therapeutinnen. Ausgehend von

²⁰Die Begriffe 'feministisch' und 'frauenspezifisch' werden im folgenden synonym verwandt. Die Sozialarbeiterin Anne B. spricht durchweg von 'frauenspezifisch'. Inhaltlich ist aber eine große Übereinstimmung mit der herangezogenen Literatur, die den Terminus 'feministisch' im Sinne von 'Kritik der spezifischen Benachteiligungen von Frauen vor dem Hintergrund einer patriarchalen Gesellschaftsstruktur' verwendet, festzustellen.

feministischen Grundhaltungen (vgl. Kap. 4.2) werden sowohl berufliche als auch persönliche und soziale Kompetenzen (weiter-) entwickelt. Berufliche Kompetenzen, die erlernt werden können, sind die Einbeziehung des sozialen und politischen Umfeldes in die Arbeit, die Aufdeckung frauenentwertender Haltungen und Handlungen sowie das Hinterfragen sozialwissenschaftlicher Theorien und Methoden auf Frauenfeindlichkeit. Persönliche und soziale Kompetenzen sind eine Verbesserung der Selbstwahrnehmung bezüglich Gefühlen, Bedürfnissen oder Standpunkten - und folglich eine sensiblere Wahrnehmung anderer, z.B. Teilnehmerinnen der Fortbildung, Kolleginnen und Klientinnen - sowie eine Stabilisierung und Erweiterung des eigenen Lebens- und Handlungsraumes. Um ein stabiles Identitätsbewußtsein zu erreichen bzw. zu festigen, gehört auch die Auseinandersetzung mit dem eigenen Selbstwert, mit Zwangsheterosexualität, mit lesbischer Identität sowie mit patriarchalen und alternativen Weiblichkeitsentwürfen dazu (vgl. Voss 1991, S.264-269; Scheffler 1986, S.26).

„In der Fortbildung arbeiten wir mit den Teilnehmerinnen daran, die verinnerlichte Gewißheit der eigenen Wertlosigkeit (z.B. frauenspezifische 'Krankheiten' wie Depression, Sucht und Eßstörungen, autodestruktive psychosomatische Entwicklungen usw.) sich verwandeln kann in die Entwicklung eines Identitätsbewußtseins, das auf der Werthaftigkeit des eigenen Geschlechts basiert“ (Voss 1991, S.266).

Das von Anne B. mehrfach angeführte mangelnde Selbstwertgefühl und Selbstbewußtsein ihrer Klientinnen wird auch von ihr als strukturelles Problem angesehen. „... das frauenspezifische ist wirklich daß grade dieser (h) dieser Selbstwertaspekt (,) äh .. bei Frauen find ich immer noch (,) noch (h) noch ganz im argen liegt ...“ (50/9f; vgl. auch 47/1f). Dieser Mangel an Selbstbewußtsein behindert die Frauen in vielen Bereichen. Beispielsweise ist die Konfliktfähigkeit dadurch nur gering ausgebildet, die die Arbeit mit den Frauen erschwert, da nur sehr vorsichtig Kritik geübt werden darf, die für eine Entwicklung der Persönlichkeit und Änderung von Verhaltensweisen unumgänglich ist (vgl. 46/31-47/3). Das unterentwickelte Selbstwertgefühl resultiert unter anderem aus einem in der Gesellschaft verankerten - und für die Mehrheit der Frauen nicht erreichbaren - Frauenbild. Eine große Verantwortung dafür schreibt Anne B. den Medien zu (vgl. 58/9-11 & 61/4-9). Dem Frauenbild in den Medien und der Werbung ständig ausgesetzt zu sein, es unbewußt verinnerlicht zu haben, aber kaum Chancen, es annähernd zu erfüllen, führt zu weiterer Selbstabwertung. Deshalb ist es ein mühsamer Prozeß, ein stabiles

Selbstbewußtsein aufzubauen. Frauen, deren Kinder in einer Pflegefamilie oder im Heim leben, sind gesellschaftlicherseits zusätzlich mit einem Mutterbild konfrontiert, welches sie - zurzeit oder generell - nicht erfüllen, was zu weiteren (Selbst-) Abwertungen führt (vgl. 57/9-16).

„... Frauen neigen generell dazu, sich schlechter zu bewerten als sie sind. Es ist eine Art Verletzungskarussell. Viele Frauen sind schon vielfach in ihrem Selbstbewußtsein verletzt. Und durch die Selbstabwertung verletzen sie sich auch noch zusätzlich selber ...“ (Sterr / Gante 2000, S.VII; vgl. auch 47/1f)

Methodisch auf diese Aspekte zu reagieren, bedeutet, gemeinsam mit der Frau gesellschaftliche und soziale Normen und Erwartungen zu hinterfragen und die Frau dafür zu sensibilisieren (vgl. 57/20-24). Außerdem wird die individuelle Persönlichkeit sowie eine unterschiedliche und vielfältige Lebensgestaltung unterstützt. „... daß man daran arbeitet (,) so’n Recht auf Eigeninitiative (,) so’n Recht auszusehen wie man will (,) nicht nicht (h) nicht wie Claudia Schiffer .. so ‘ne Individualität auch zu haben ...“ (50/10-12). Den Frauen wird Hilfe bei der (Wieder-) Erlangung von Selbstbewußtsein, Selbstbestimmung und Eigenverantwortlichkeit für ihr Leben sowie beim Erlernen eines positiven Umgangs mit dem eigenen Körper angeboten (vgl. Brückner 1990, S.33f). Eine andere Möglichkeit, methodisch vorzugehen, könnte sein, die Bewohnerin zu motivieren, von anderen Frauen zu lernen, indem sie sie als Rollenmodell nehmen.

„... einmal finde ich es auch wichtig als Rollenmodell (,) also so daß daß (h) daß stärkere oder relativ sichere Frauen (,) daß sie sehen so darf ‘ne Frau auch sein ohne daß ihr was passiert oder daß das was ganz gräßliches ist oder was .. wer weiß was für ‘ne schreckliche Frau ist und daß das auch ganz gut und was positives ist so als Modell (,) zu sehen (,) und vielleicht auch zu sehen daß es (,) wertvoll ist auch von Frauen (,) ähm (,) Kompetenz (k) also denen zuzuschreiben und auch sich (,) dadurch selber auch zu geben weil viele Frauen es gibt viele Frauen die sagen z.B. ich geh lieber zu ‘nem (=) Arzt als zu ‘ner Ärztin wo ich erst immer so gedacht hab wie (‘) kommen die dazu aber daß die einfach denken daß ein Arzt mehr Kompetenz hat (,) daß der (h) der der bessere Arzt ist daß die Frau das nicht so gut kann und das hat auch ganz viel mit ‘nem Selbstbild dann (,) letztendlich wieder zu tun ...“ (vgl. 59/24-28)

Die Grundprinzipien feministischer Sozialarbeit²¹ werden auch in der Arbeit der Anne B. deutlich. Den Frauen beispielsweise ihr Fachwissen zur Verfügung zu stellen, zeigt, daß sie deren Fähigkeiten wertschätzt anstatt nur die Defizite zu sehen.

²¹Feministische Sozialarbeit sei hier klar abgegrenzt von traditioneller Sozialarbeit, die „... in erster Linie bestrebt, das ‘Funktionieren’ von Frauen, als Mutter, als Ehefrau, als Tochter zu erhalten, bzw. wieder herzustellen, im Sinne eines der weiblichen Rolle Gerechtwerdens“ (Völkl-Maciejczyk 1996, S.138).

Sie unterstützt die Frauen, Expertinnen für sich selbst zu werden (vgl. 49/26-29). Dies stellt einen ressourcenorientierten und nichthierarchischen Ansatz dar (vgl. auch 54/9-12).

Anne B. berücksichtigt in vielfältigen Situationen - etwa bei der Abwägung der Vor- und Nachteile des geänderten Kindschaftsrechts - die Auswirkung auf Frauenleben (vgl. 58/20-59/1 & 57/2-16), d.h. sie nimmt eine parteiliche Haltung für die Frauen ein. Das Prinzip der Ganzheitlichkeit wird deutlich, indem Anne B. die Frauen in all ihren Lebensbezügen wahrnimmt, beispielsweise auch in deren Beziehung zu den getrennt lebenden Kindern (vgl. 57/7). Wenn sie begründet, warum sie Sozialarbeiterinnen als geeigneter für diese Arbeit erachtet als Sozialarbeiter, zeigt sie die „... gemeinsame Betroffenheit, der im Prinzip geteilten Machtlosigkeit und dem Ausgeliefertsein an Gewaltverhältnisse (wenn auch aus hierarchisch unterschiedlichen gesellschaftlichen Positionen heraus) ...“ (Tatschmurat 1996, S.13):

„... der Blick auf die Frau auf sie selbst & was ich vorhin schon mehrfach betont hab den ich so wichtig finde und den kann sie meiner Meinung nach besser haben wenn sie 'ne Frau als Gegenüber hat und ihr als Frau (,) das auch so'n Stück widerspiegelt und auch sagt ich (') kenn das oder das ist mir auch vertraut (,) jetzt nicht auf so 'ner (,) wir-sind-alle-gleich-Ebene sondern schon dieses (lacht) spezielle weibliche + oder was Frausein auch ausmacht (,) das auch besser verstehen kann (,) und da auch besser drauf (') eingehen kann ...“ (59/17-23)

Die Einstellung der Sozialarbeiterin, daß es von Vorteil ist, wenn im Frauenwohnheim weibliches Personal mit den Klientinnen arbeitet, bedeutet nicht, daß sie die Arbeit von Männern in diesem Bereich grundsätzlich ablehnt. Es meint vielmehr, daß es - ihres Erachtens - aus der Sicht der Klientin günstiger für ihre persönliche Entwicklung sei, sich erst einmal mit sich selbst, ihrem Frausein, der gesellschaftlich an sie gerichteten Rollenerwartung etc. auseinanderzusetzen.

„... also ich sehe da in der (seufzt) (=) Regel .. ähm (,) Vorteile wenn (,) Frauen (,) mit Frauen in diesem Bereich arbeiten das heißt nicht daß ich das absolut (=) ausschließe daß Männer auch in dem Bereich mitarbeiten denn es gibt ja auch so diese Argumente daß gesagt wird es ist halt auch in der (') Realität so daß daß daß Männer (') da sind und daß Frauen auch lernen müssen sich mit Männern (lauter) auf 'ner andern Ebene als sie das vielleicht + bisher kennen auseinanderzusetzen & oder daß sie auch Männermodelle mal kennenlernen wo sie sehen (') aha das gibt es auch ... wobei das für mich so nachrangig ist weil ich denke dieser Blick auf den Mann (,) der ist sowieso oft genug und viel zu stark da und daß so der Blick auf die Frau auf sie selbst ... den ich so wichtig finde und den kann sie meiner Meinung nach besser haben wenn sie 'ne Frau als Gegenüber hat und ihr als Frau (,) das auch so'n Stück widerspiegelt ...“ (59/8-20)

Obwohl im Frauenwohnheim der Hauptaufnahmegrund nicht - wie in autonomen Frauenhäusern - akut erlebte Gewalt ist, haben viele Frauen körperliche und sexualisierte Gewalt erfahren. Einigen wird ein sexueller Mißbrauch in der Kindheit erst im Laufe ihres Lebens bewußt, wie in Kap. 4.3.1 ausgeführt. Der Zeitpunkt kann demnach auch in den Wohnheim-Aufenthalt fallen. Andere brauchen Zeit, um ein Vertrauensverhältnis zur Betreuerin aufzubauen, um über dieses schambesetzte Thema reden zu können, was mit Frauen in der Regel leichter ist, da jede Frau - zumindest strukturelle - Gewalt kennt. Hinzu kommt, daß die Gewalttäter meist Männer waren. Für manche Betroffenen ist es somit günstig, für einen gewissen Zeitraum in einem männerfreien Schutzraum zu leben, während sie diese Themen aufarbeiten.

„... ich find's auch nach wie vor ganz wichtig daß es solche Fraueneinrichtungen gibt also auch diesen geschützten Raum noch gibt ... ich denke für'n gewissen Zeitraum & gerade bei der (,) Geschichte die die Frauen mitbringen find ich 'n Schutzraum nach wie vor sehr wichtig und auch so die Auseinandersetzung erstmal mit sich als Frau und (,) mit weiblicher Identität und diese Sachen ohne direkt wieder in 'nem männlichen Zusammenhang (zu sein?) also männliche Mitbewohner oder sowas zu haben und sich da wieder direkt mit auseinandersetzen zu müssen von daher find ich's auch gut daß es 'ne Übergangseinrichtung ist ne (?) daß es eigentlich für'n begrenzten Zeitraum ist und danach auch wieder was anderes kommt ...“ (33/17-27)

Gesellschaftspolitische Bedingungen zu reflektieren, reicht nicht aus, um die Situation für Frauen zu verbessern. Dazu ist es notwendig, die in der Praxis gewonnenen Erfahrungen - etwa bezüglich der Auswirkungen des geänderten Kindschaftsrechts auf Frauen (vgl. 58/19-59/1) - in die (Fach-) Öffentlichkeit zu tragen, sich mit anderen Einrichtungen zu vernetzen und zugunsten von Frauen versuchen, politisch Einfluß zu nehmen.

„... es ist kein individuelles Problem sondern es ist auch ein (,) strukturelles Problem und dann gleichzeitig auch in Arbeitskreisen und Projekten und so so mitzuarbeiten & um nicht das Gefühl zu haben ich dokter immer nur (,) an diesen Symptomen rum sondern ich (,) versuche auch mein (h) (=) mein Wissen das ich hier erlangt hab oder (,) die Erfahrungen die ich hier mache mit in diese Arbeit zu bringen daß es auch (,) vielleicht ein Stückchen (,) äh (,) (seufzt) ja (,) ist vielleicht hoch gegriffen + aber (lacht) gesellschaftspolitischen Aspekt geben kann + und verändern kann und Einfluß nehmen kann (,) also find ich grade im Frauenbereich nach wie vor sehr wichtig ...“ (55/32-56/7)

Um für feministische Sozialarbeit qualifiziert zu sein, kommt zu dem Begreifen der geschlechtshierarchischen Verhältnisse und deren Verknüpfung mit dem Leben von Frauen ein zusätzlicher Aspekt reflexiver Kompetenz hinzu. Die Sozialarbeiterin Anne B. sieht - neben Eigenliebe und Selbstfürsorge (vgl. 55/19 & 51/13f) sowie der Bedingung, privat in stabilen Bezügen zu leben (vgl. 55/28-30) - in der Auseinander-

setzung mit dem eigenen Frausein eine Voraussetzung für diese Arbeit (vgl. 55/20f). Zur 'Auseinandersetzung mit dem eigenen Frausein' gehört, die eigene Ambivalenz zwischen einem selbstbestimmten Leben und der Abhängigkeit von gesellschaftlichen Erwartungen sowie das eigene Geschlechtsrollenverhalten bei sich selbst wahrzunehmen und zu hinterfragen. (vgl. Völkl-Maciejczyk 1996, S.140-144)

Nicht an allen Fachhochschulen für Sozialarbeit gibt es ein spezielles Arbeitsfeld 'Frauenarbeit' oder frauenbewußte DozentInnen, mit denen eine Auseinandersetzung über gesellschaftspolitische Bedingungen für Frauen und einschlägige Fachliteratur möglich ist. Auch wenn dies der Fall ist, kann eine Selbstreflexion und Selbstklärung dort nur ansatzweise geschehen. Als qualifizierend für die feministische Sozialarbeit erweist sich deshalb eine kontinuierliche Aufmerksamkeit und Lernbereitschaft bezüglich aktueller feministischer Publikationen und gesellschaftlicher Veränderungen sowie eine permanente Reflexion der eigenen Lebenserfahrungen (vgl. ebd., S.152).

4.7 Zusammenfassung

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß eine Sozialarbeiterin für die Arbeit im Frauenwohnheim ein breites Spektrum an Fähigkeiten und Fertigkeiten benötigt. Einige Kompetenzen werden im Studium erworben. Dies kann jedoch nur als ein Grundgerüst betrachtet werden. In der Praxis genügt es nicht, lediglich dieses erworbene Wissen umzusetzen. Vielmehr bedarf es zusätzlich einer kontinuierlichen Aktualisierung des themenbezogenen Fachwissens, des Methodenrepertoires und der Beobachtung von und Auseinandersetzung mit gesellschaftspolitischen Veränderungen. Eine Offenheit, wie sie die Sozialarbeiterin Anne B. in verschiedenen Bereichen zeigt - etwa hinsichtlich der Neuerungen in der Organisationsstruktur ihrer Einrichtung oder bezüglich des für sie unbekannten Forschungsverfahrens des Narrativen Interviews - ist die Voraussetzung dafür, sich fortwährend weiterzubilden.

Für eine feministische Sozialarbeit ist es außerdem unabdingbar, sich mit den - unterschiedlich starken - Auswirkungen einer geschlechtshierarchischen Gesellschaft auf das Leben von Frauen auseinanderzusetzen und in der Arbeit mit den einzelnen

Frauen grundsätzlich zu berücksichtigen. In Verbindung mit einem Interesse an aktueller Frauenpolitik ist dies die Voraussetzung für eine potentielle politische Einflußnahme zugunsten der Frauen und eine Verbesserung ihrer Lebensumstände.

Trotz des ganzheitlichen Ansatzes in der feministischen Beratung, der von einer in die soziale Realität eingebundenen körperlich-seelischen Einheit ausgeht, werden körperorientierte Verfahren - anders als in der feministischen Therapie, in der diese einen hohen Stellenwert einnehmen (vgl. Blessing 1991, S.191) - in der Sozialarbeit kaum bzw. nicht eingesetzt. Im Studium erfährt dieser Bereich zwar Aufmerksamkeit²² - beispielsweise durch Selbsterfahrungselemente in Seminaren oder theoretische Auseinandersetzung mit feministischen Körperkonzepten. Es werden jedoch nicht bzw. kaum konkrete Umsetzungsmöglichkeiten für die praktische Sozialarbeit behandelt oder entwickelt. In der Praxis ist es so, daß der Körper zwar wahrgenommen wird, wenn er beispielsweise psychosomatische Symptomatik zeigt. Doch das Medium der Bewußtseinsbildung bezüglich - u.a. individuell versus strukturell bedingter - eigener Problemlagen, die eine Voraussetzung für Verhaltensveränderungen darstellt, ist fast ausschließlich die Sprache, obwohl hinlänglich bekannt ist, daß Bewegung, Sport und Körperübungen in der Regel zu einer Verbesserung der Selbstwahrnehmung, des Wohlbefindens und damit zu einer Steigerung des Selbstwertgefühls führen.

²²Ich beziehe mich hier auf das Arbeitsfeld 'Frauen' im Fachbereich Sozialarbeit an der Fachhochschule Köln. Für andere Fachhochschulen kann ich nicht sprechen, da ich sie nicht untersucht habe.

5 Schlußbetrachtung

Die eingangs gestellte Frage, welche Kompetenzen eine Sozialarbeiterin in einem Frauenwohnheim für ihre Arbeit benötigt, ist meines Erachtens weitgehend - d.h. ohne einen Anspruch auf Vollständigkeit erheben zu wollen - beantwortet. Wie die konkrete Ausgestaltung im Praxisalltag aussieht, bleibt abzuwarten. Jedoch wird die Bearbeitung des Themas der vorliegenden Arbeit den anstehenden Berufseinstieg erleichtern.

Es stellte eine interessante Herausforderung für mich dar, mittels der mir bisher unbekannten qualitativen Sozialforschung und dem Verfahren des narrativen Interviews eine im Projektstudium aufgekommene Fragestellung zu untersuchen. Es hat sich gezeigt, daß anhand der Fülle an Material, die mittels narrativem Interview gesammelt wurde und zur Interpretation vorlag, ein Einzelfall intensiv bearbeitet werden konnte. Somit erfährt man viel von der Klientin, ihren Problemen und ihrer diesbezüglichen subjektiven Wahrnehmung. Der Klientin wurde Zeit und Raum gegeben, sowie die Möglichkeit, Vertrauen zu mir - der Interviewerin - aufzubauen, was sie ermutigte, auch von tieferliegenden Gefühlen zu sprechen. Erst dadurch wurden einige der verdeckten Problemlagen - zumindest ansatzweise - deutlich, was möglicherweise durch eine andere, weniger offene Form, nicht der Fall gewesen wäre. Ein weiterer positiver Aspekt war, daß die Klientin nach Beendigung des Interviews sagte, wie gut ihr das getan habe. Das mag daran liegen, daß ihr durch das Erzählen vieles deutlich geworden ist, aber auch, daß sie sich durch mein Interesse an ihrer Lebensgeschichte ernstgenommen und verstanden fühlte. Das legt einen dem Verfahren innewohnenden heilenden Aspekt nahe. Folglich stellt sich die Frage, ob und wie dies - oder die Rekonstruktive Sozialarbeit überhaupt - in den Arbeitsalltag von SozialarbeiterInnen und speziell im Frauenwohnheim integriert werden könnte. Das ist sicher aus Zeitgründen häufig nicht möglich. Vielleicht könnte man jedoch in Einzelfällen eine Klientin in dieser Form ihre Lebensgeschichte erzählen lassen und ausprobieren, ob es einen Gewinn für die Einzelfallarbeit darstellt. Möglicherweise kann auch die Wahrnehmung bezüglich lebensgeschichtlicher Schlüsselsymbole sensibilisiert werden oder eine biographisch-narrative Gesprächsführung (wie in Kap. 2.5 angesprochen) in den Praxisalltag integriert werden. Ein interessantes

Forschungsprojekt in diesem Zusammenhang wäre, den therapeutischen Aspekt von narrativen Interviews einmal näher zu untersuchen.

Um aus der Einzelfallanalyse ein Kompetenzprofil für das sozialarbeiterische Handeln zu erarbeiten, war das Expertin-Interview sehr hilfreich. Anhand konkreter Problematik einer Klientin und ausphantasiertem konkreten Vorgehen seitens der Sozialarbeiterin war eine praxisbezogene Auseinandersetzung mit verschiedenen Methoden der Sozialarbeit möglich. Das parallele Literaturstudium untermauerte die gewonnenen Erkenntnisse wissenschaftlich. Die Befassung mit dem Hintergrund, den Grundlagen und den Anwendungsmöglichkeiten der feministischen Sozialarbeit verdeutlichten mir, wie unverzichtbar dieser besondere Ansatz aufgrund der strukturellen Problemlagen von Frauen nach wie vor ist. Darüber hinaus erachte ich - ohne die Unterschiede zwischen Sozialarbeit und Therapie verleugnen oder verschleiern zu wollen - eine Diskussion, inwieweit körperorientierte Verfahren in den Praxisalltag der Sozialarbeit übernommen werden könnten, für angebracht. Deren Einsatz gilt es selbstverständlich, insbesondere bei Frauen mit Erfahrungen von Grenzverletzungen durch körperliche oder sexualisierte Gewalt, sehr sensibel abzuwägen.

Während der Arbeit an diesem Thema kam auch die Frage auf, welche Bedeutung der Wohnheim-Aufenthalt und das Zusammenleben mit anderen Frauen mit ähnlicher Problematik für die einzelnen Frauen hat und welche Auswirkungen dies auf deren Biographien hat. Eine Verbleibstudie anhand narrativer Interviews - beispielsweise in Form einer Diplomarbeit - würde vermutlich interessante Ergebnisse hervorbringen, die die Sozialarbeit weiter professionalisieren könnten.

Eine Verbesserung der Kooperation von Theorie und Praxis, wie sie auch von der Sozialarbeiterin Anne B. gewünscht wird, könnte - abgesehen von ihren in Kap. 4.7 gemachten Vorschlägen - so aussehen, daß Studierende schon zu einem früheren Zeitpunkt als zur Diplomarbeit mit der Methode der Rekonstruktiven Sozialarbeit vertraut gemacht werden, beispielsweise im Rahmen des Projektstudiums oder in Modellprojekten. Die Verknüpfung von eigenen praktischen Erfahrungen bei der Durchführung der Interviews und der theoretischen Auseinandersetzung würde meines Erachtens den Lerneffekt steigern - ähnlich wie dies bereits im

Projektstudium der Fall ist. Wie dies konkret aussehen könnte, möchte ich im folgenden anhand eines potentiellen Modellprojekts einer integrativen Veranstaltung exemplarisch verdeutlichen.

Eine Zusammenarbeit zwischen DozentInnen eines Methodenseminars und eines Seminars, das sich theoretisch mit den Sozialen Problemlagen (SP) von Frauen beschäftigt und etwa im dritten Semester angesiedelt ist, hätte für Studierende den Vorteil, sich über einen forschenden Zugang sowohl mit der Praxis als auch der Theorie zu befassen und sich damit einen ganzheitlicheren Überblick über die SP von Frauen zu verschaffen, bevor sie im Projektstudium diese Erfahrungen vertiefen würden. Nach einer theoretischen Einführung in die Methode der qualitativen Sozialforschung, der Biographieforschung und insbesondere in das Verfahren des narrativen Interviews sowie die SP von Frauen könnten die Studierenden sich in Arbeitsgruppen vorbereiten und anschließend unter Anleitung ins Praxisfeld begeben, das beispielsweise ein Mutter-Kind-Wohnheim, ein Jugendtreff oder eben ein Frauenwohnheim sein könnte. Die Auswertung in Arbeitsgruppen würde wieder sowohl von dem oder der MethodendozentIn als auch der SP-Dozentin begleitet. Die Ergebnisse sollten, wenn diese integrative Veranstaltung in Form eines Modellprojekts stattfinden würde, auch anderen Studierenden zur Verfügung gestellt werden, etwa in Form eines abschließenden und für Interessierte offenen Evaluationsseminars sowie einer schriftlichen Dokumentation sowohl der Forschungsergebnisse als auch des Lernprozesses.

Die Aufnahme eines derartigen integrativen Seminars in das Curriculum des Sozialarbeitstudiums erachte ich als sinnvollen Beitrag zur Verbesserung der Ausbildung von SozialarbeiterInnen.

6 Literaturverzeichnis

Alfermann, Dorothee: Geschlechterrollen und geschlechtstypisches Verhalten, Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1996

Atteslander, Peter: Methoden der empirischen Sozialforschung, Walter de Gruyter & Co., Berlin 1995

Bass, Ellen / Davis, Laura: Trotz allem. Wege zur Selbstheilung für sexuell mißbrauchte Frauen, Orlanda Frauenverlag, Berlin 1990

Becker-Schmidt, Regina: Ambivalenz und Nachträglichkeit: Perspektiven einer feministischen Biographieforschung. In: Krüger, Marlis (Hrsg.): Was heißt hier eigentlich feministisch? Zur theoretischen Diskussion in den Geistes- und Sozialwissenschaften, Donat Verlag, Bremen 1993

Becker-Schmidt, Regina / Bilden, Helga: Impulse für die qualitative Sozialforschung aus der Frauenforschung. In: Flick, Uwe / von Kardoff, Ernst / Keupp, Heiner / von Rosenstiel, Lutz / Wolff, Stephan (Hrsg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen, Psychologie Verlags Union, München 1991

Bergmann, Jörg R.: „Studies of Work“ - Ethnomethodologie. In: Flick, Uwe / von Kardoff, Ernst / Keupp, Heiner / von Rosenstiel, Lutz / Wolff, Stephan (Hrsg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen, Psychologie Verlags Union, München 1991

Blessing, Annemie: Die Arbeit mit dem Körper. In: Bilden, Helga (Hrsg.): Das Frauentherapie Handbuch, Verlag Frauenoffensive, München 1991

Böhnisch, L.: Gewalt. In: Kreft, Dieter / Mielenz, Ingrid: Wörterbuch Soziale Arbeit. Aufgaben, Praxisfelder, Begriffe und Methoden der Sozialarbeit und Sozialpädagogik, 4. Auflage, Beltz Verlag, Weinheim 1996

Breidenstein, Gerhard: Hoffen inmitten der Krisen. Von Krankheit und Heilung unserer Gesellschaft, Didot Verlag, Essen 1990

Brück, Brigitte / Kahlert, Heike / Krüll, Marianne / Milz, Helga / Osterland, Astrid / Wegehaupt-Schneider, Ingeborg: Feministische Soziologie. Eine Einführung, Campus Verlag, Frankfurt a.M. 1992

Brückner, Margrit: Frauen- und Mädchenprojekte: von feministischen Gewißheiten zu neuen Suchbewegungen, Leske und Budrich, Opladen 1996

Brückner, Margrit: Sozialmanagement - Der neue Blick auf soziale Arbeit. In: Brückner, Margrit (Hrsg.): Frauen und Sozialmanagement, 2. Auflage, Lambertus Verlag, Freiburg i. Br. 1993

Brückner, Margrit: Das „Andere“ der Frauenprojekte. In: Brückner, Margrit / Holler, Simone: Frauenprojekte und soziale Arbeit. Eine empirische Studie, Fachhochschule Frankfurt am Main, Frankfurt a.M. 1990

Brunner, Reinhard: Lexikon zur pädagogischen Psychologie und Schulpädagogik: Entwicklungspsychologie, Lehr- und Lernpsychologie, Unterrichtspsychologie, Erziehungspsychologie, Methoden der pädagogischen Psychologie. Methodik, Didaktik, Curriculumtheorie, Ernst Reinhard GmbH & Co., München 1980

Collatz, Jürgen / Borchert, Henning / Brandt, Andreas / Titze, Inge. In: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.): Effektivität, Bedarf und Inanspruchnahme von medizinischen und psychosozialen Versorgungseinrichtungen für Frauen und Mütter mit Kindern, Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1996

Drabner, Claudia: Qualitätsmanagement in sozialen Einrichtungen am Beispiel der Jugendhilfe: ein Leitfaden für die Praxis, Lambertus Verlag, Freiburg i. Br. 1997

Edelwich, Jerry: Ausgebrannt. Das Burn-out-Syndrom in den Sozialberufen, AVM-Verlag der Arbeitsgemeinschaft für Verhaltensmodifikation, Salzburg 1984

Feldmann-Summers, Shirley / Pope, Kenneth S.: Die Erfahrung des „Vergessens“ eines Mißbrauchs in der Kindheit: Eine nationale Befragung von Psychologen. In: Amann, Gabriele / Wipplinger, Rudolf (Hrsg.): Sexueller Mißbrauch: Überblick zu Forschung, Beratung und Therapie; ein Handbuch, dgvt-Verlag, Tübingen 1997

Flick, Uwe: Stationen des qualitativen Forschungsprozesses. In: Flick, Uwe / von Kardoff, Ernst / Keupp, Heiner / von Rosenstiel, Lutz / Wolff, Stephan (Hrsg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen, Psychologie Verlags Union, München 1991

Fuchs-Heinritz, Werner / Lautmann, Rüdiger / Rammstedt, Otthein / Wienold, Hanns (Hrsg.): Lexikon zur Soziologie, 3. Auflage, Westdeutscher Verlag, Opladen 1994

Gabler, Heinz: Der Ausbildungsplan, Schnittstelle zwischen Arbeitsfeld, Ausbildungszielen und individuellen Ressourcen, als Instrument der Prozeßbegleitung im Berufseinstieg. In: Fachhochschule Köln, Fachbereich Sozialarbeit (Hrsg.): Dokumentation II. Fachtag Theorie - Praxis. Herausforderung: Berufseinstieg von Diplom-Sozialarbeiter/-innen auf dem Hintergrund von Wandlungsprozessen und Umstrukturierungen in der Sozialen Arbeit, 1997

Galuske, Michael: Methoden der Sozialen Arbeit. Eine Einführung, 2. Auflage, Juventa Verlag, Weinheim 1999

Geißler, Karlheinz A. / Hege, Marianne: Konzepte sozialpädagogischen Handelns: ein Leitfaden für soziale Berufe, 6. Auflage, Beltz Verlag, Weinheim 1992

Gerhard, Ute: Die „langen Wellen“ der Frauenbewegung - Traditionslinien und unerledigte Aufgaben. In: Becker-Schmidt, Regina / Knapp, Gudrun-Axeli (Hrsg.):

Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften, Campus Verlag, Frankfurt a.M. 1995

Girtler, R.: Methoden der qualitativen Sozialforschung. Anleitung zur Feldarbeit, Wien: 1984. In: Lamnek, Siegfried: Qualitative Sozialforschung. Band 1. Methodologie, 2. Auflage, Beltz Psychologie Verlags Union, Weinheim 1993

Glinka, Hans-Jürgen: Das narrative Interview. Eine Einführung für Sozialpädagogen, Juventa Verlag, Weinheim 1998

Gottschall, Karin: Geschlechterverhältnis und Arbeitsmarktsegregation. In: Becker-Schmidt, Regina / Knapp, Gudrun-Axeli (Hrsg.): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften, Campus Verlag, Frankfurt a.M. 1995

Gudjons, Herbert: Pädagogisches Grundwissen, 3. Auflage, Verlag Julius Klinkhardt, Bad Heilbrunn 1995

Harding, Sandra: Feministische Wissenschaftstheorie. Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht, Argument Verlag, Hamburg 1990

Henke, Jutta. In: Ministerium für die Gleichstellung von Frau und Mann des Landes NRW (Hrsg.): Ein Dach überm Kopf. Hilfen für wohnungslose Frauen in Nordrhein-Westfalen, Dokumente und Berichte 44, Düsseldorf 1997

Jakob, Gisela: Biographieforschung mit dem Verfahren des narrativen Interviews. In: Friebertshäuser, Barbara / Prengel Annedore (Hrsg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung in der Erziehungswissenschaft, Juventa Verlag, Weinheim 1997

Jakob, Gisela / von Wensierski, Hans-Jürgen: Rekonstruktive Sozialpädagogik. Sozialwissenschaftliche Hermeneutik, Fallverstehen und sozialpädagogisches Handeln - eine Einführung. In: Jakob, Gisela / von Wensierski, Hans-Jürgen (Hrsg.): Rekonstruktive Sozialpädagogik. Konzepte und Methoden sozialpädagogischen Verstehens in Forschung und Praxis, Juventa Verlag, Weinheim 1997

Kavemann, Barbara: Zwischen Politik und Professionalität: Das Konzept der Parteilichkeit. In: Hagemann-White, Carol / Kavemann, Barbara / Ohl, Dagmar: Parteilichkeit und Solidarität: Praxiserfahrungen und Streitfragen zur Gewalt im Geschlechterverhältnis, Kleine Verlag, Bielefeld 1997

Klein, Irene: Gruppenleiten ohne Angst. Ein Handbuch für Gruppenleiter, 6. Auflage, Pfeiffer Verlag, München 1996

Lamnek, Siegfried: Herrschaftswissen. In: Reinhold, Gerd (Hrsg.): Soziologie-Lexikon, 3. Auflage, Oldenbourg Verlag, München 1997

Lamnek, Siegfried: Qualitative Sozialforschung. Band 1. Methodologie, 2. Auflage, Beltz Psychologie Verlags Union, Weinheim 1993

Lüssi, Peter: Systemische Sozialarbeit. Praktisches Lehrbuch der Sozialberatung, 2. Auflage, Haupt Verlag, Bern 1992

Mayring, Philipp: Einführung in die qualitative Sozialforschung, 3. Auflage, Beltz Psychologie Verlags Union, Weinheim 1996

Metz-Göckel, Sigrid: Geschlechterverhältnis. In: Flick, Uwe / von Kardoff, Ernst / Keupp, Heiner / von Rosenstiel, Lutz / Wolff, Stephan (Hrsg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen, Psychologie Verlags Union, München 1991

Ministerium für die Gleichstellung von Frau und Mann des Landes NRW (Hrsg.): Frauen haben Rechte. Leitfaden zu §1361 b BGB Zuweisung der Ehewohnung bei Getrenntleben, Schriftenreihe Heft 9, Düsseldorf 1998

Nölke, Eberhard: Der biographische Blick auf Marginalisierung. Hermeneutische Rekonstruktionen gescheiterter Sozialisationsverläufe von Jugendlichen und ihre sozialpädagogische Bedeutung. In: Jakob, Gisela / von Wensierski, Hans-Jürgen (Hrsg.): Rekonstruktive Sozialpädagogik: Konzepte und Methoden sozialpädagogischen Verstehens in Forschung und Praxis, Juventa Verlag, Weinheim 1997

Oelschlägel, D.: Emanzipation. In: Kreft, Dieter / Mielenz, Ingrid (Hrsg.): Wörterbuch Soziale Arbeit. Aufgaben, Praxisfelder, Begriffe und Methoden der Sozialarbeit und Sozialpädagogik, 4. Auflage, Beltz Verlag, Weinheim 1996

Oestreich, Heide: „Wir wollen keine Kontrolle seitens Dritter“. Auch dem Braunschweiger Autonomen Frauenhaus wurde der Geldhahn zugedreht - es war zu autonom. In: taz. die tageszeitung, 6.1.2000

Orth, Anita: Problemlage der Frauen. In: Baltes, Peter / Orth, Anita (Hrsg.): Lebenskonzepte für Frauen: Grundlagen, Modelle, Praxis, Ketteler-Verlag, Bornheim 1993

Ostner, Ilona: Scheu vor der Zahl? Die qualitative Erforschung von Lebenslauf und Biographie als Element einer feministischen Wissenschaft. In: Voges, Wolfgang: Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung, Leske + Budrich, Opladen 1987

Puhl, R.: Öffentlichkeitsarbeit. In: Kreft, Dieter / Mielenz, Ingrid: Wörterbuch Soziale Arbeit. Aufgaben, Praxisfelder, Begriffe und Methoden der Sozialarbeit und Sozialpädagogik, 4. Auflage, Beltz Verlag, Weinheim 1996

Rosenthal, Gabriele (Hrsg.): Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern, Psychosozial-Verlag, Giessen 1997

Scheffler, Sabine: Feministische Therapie. In: Sozialwissenschaftliche Forschung & Praxis für Frauen e.V. (Hrsg.): Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Heft 17, Eigenverlag, Köln 1986

Schnell, Rainer / Hill, Paul B. / Esser, Elke: Methoden der empirischen Sozialforschung, 4. Auflage, Oldenbourg Verlag, München 1993

Schöpp-Schilling, Hanna Beate: Frauenforschung. In: Lissner, Anneliese / Süßmuth, Rita / Walter, Karin (Hrsg.): Frauenlexikon. Traditionen, Fakten, Perspektiven, Herder Verlag, Freiburg i.Br. 1988

Spiegelberg, Rüdiger: Sozialraumanalyse. In: Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge (Hrsg.): Fachlexikon der sozialen Arbeit, 4. Auflage, Eigenverlag, Frankfurt a.M. 1997

Staub-Bernasconi, Silvia: Systemtheorie, soziale Probleme und Soziale Arbeit: lokal, national, international. Oder: vom Ende der Bescheidenheit, Haupt Verlag, Bern 1995

Steinert, Erika: Das Leben in Heimen und betreuten Wohnungen. In: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.): Alleinstehende Frauen ohne Wohnung: Soziale Hintergründe, Lebensmilieus, Bewältigungsstrategien, Hilfeangebote, Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1996

Steinert, Heinz: Symbolischer Interaktionismus. In: Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge (Hrsg.): Fachlexikon der sozialen Arbeit, 4. Auflage, Eigenverlag, Frankfurt a.M. 1997

Sterr, Lisa / Gante, Karin. In: Kern, Verena: Perfektes Vehikel gesucht. Interview mit Lisa Sterr und Karin Gante, Coaches für Kommunikation und Körperarbeit. In: taz. die tageszeitung, 8./9.1.2000

Studienordnung für den Studiengang Sozialarbeit der Fachhochschule Köln vom 15. September 1997 (keine weitere Angabe)

Tatschmurat, Carmen: Feministisch orientierte Soziale Arbeit: Parteilich handeln - dekonstruktivistisch denken?. In: Miller, Tilly / Tatschmurat, Carmen (Hrsg.): Soziale Arbeit mit Mädchen und Frauen. Positionsbestimmungen und Handlungsperspektiven, Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart 1996

Völkl-Maciejczyk, Anna Margareta: Kompetenz-Elemente feministischer Sozialer Arbeit - zur professionellen Arbeit mit Frauen in einem großstädtischen Frauenhaus. In: Miller, Tilly / Tatschmurat, Carmen (Hrsg.): Soziale Arbeit mit Mädchen und Frauen. Positionsbestimmungen und Handlungsperspektiven, Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart 1996

von Wensierski, Hans-Jürgen: Verstehende Sozialpädagogik. Zur Geschichte und Entwicklung qualitativer Forschung im Kontext der Sozialen Arbeit. In: Jakob, Gisela / von Wensierski, Hans-Jürgen (Hrsg.): Rekonstruktive Sozialpädagogik. Konzepte und Methoden sozialpädagogischen Verstehens in Forschung und Praxis, Juventa Verlag, Weinheim 1997

Voss, Hannelore: Ein Feministisches Fortbildungsprojekt: „Frauenspezifische Sozialtherapeutische Fortbildung“ (FSF). In: Bilden, Helga (Hrsg.): Das Frauentherapie Handbuch, Verlag Frauenoffensive, München 1991

Weinberger, Sabine: Klientenzentrierte Gesprächsführung. Eine Lern- und Praxisanleitung für helfende Berufe, 6. Auflage, Beltz Verlag, Weinheim 1994

Windemuth, Dirk: Psychische Belastungen in der Altenpflege und die Notwendigkeit der Psychohygiene. In: Windemuth, Dirk / Schweer, Ralf / Schmidt, Bettina / Bongers, Achim: Psychohygiene. Ein Lehrbuch für die Altenpflege, Beltz, Weinheim 1996

Zimbardo, Philip G.: Psychologie, 5. Auflage, Springer Verlag, Berlin 1992

7 Abkürzungsverzeichnis

BSHG	Bundessozialhilfegesetz
bzw.	beziehungsweise
d.h.	das heißt
ebd.	ebenda
et al.	et alii (= und andere)
etc.	et cetera (= und so weiter)
f	folgende
Hrsg.	HerausgeberIn
Kap.	Kapitel
o.g.	oben genannte
SP	Soziale Problemlagen
S.	Seite(n)
u.	und
u.a.	und andere
usw.	und so weiter
v.Chr.	vor Christi
vgl.	vergleiche
z.B.	zum Beispiel

Zitierweise:

(24/8)	Seite 24, Zeile 8
(24/8 & 52/4)	Seite 24, Zeile 8 und Seite 52, Zeile 4
(24/8 & 12)	Seite 24, Zeilen 8 und 12
(24/8-12)	Seite 24, Zeilen 8 bis 12
(II 24/8)	Interview II, Seite 24, Zeile 8

8 Eidesstattliche Erklärung

Ich versichere hiermit, daß ich die vorstehende Diplomarbeit selbständig angefertigt, keine anderen als die angegebenen Hilfsmittel benutzt und wörtlich entlehnte Stellen als solche kenntlich gemacht habe.

Köln, 05.02.2000

Karola Schmidt